

**„ ... dass jemand mal vorbeischreibt.“**

**E-Mail im Alltag – zur Kulturanalyse eines neuen Mediendispositivs**

*Klaus Schönberger*

### **Kulturwissenschaftliche Internetforschung: Nutzungskontexte und –stile**

Im Kontext einer kommunikationswissenschaftlichen Perspektive bemängelt Friedrich Krotz (in diesem Band), dass die sozialwissenschaftliche Kommunikationswissenschaft bisher die kultur- und die medienwissenschaftliche Perspektiven nicht angemessen integrierte. Er schlägt vor, die Diffusion und Entstehung von computervermittelter Kommunikation „als Teil eines allgemeinen, historischen Prozesses der Mediatisierung von Kommunikation und sozialen Beziehungen“ zu begreifen. Die kulturwissenschaftlich-volkskundliche Analyse der Diffusion von Informations- und Kommunikationstechniken (IuK) im Allgemeinen und von Internet und Netzkommunikation (IuN) im Besonderen kann demgegenüber an die Technikumgangsforschung der vergangenen Jahre anknüpfen. Hermann Bausingers (1997: 46) Formulierung von der „unauffälligen Omnipräsenz des Technischen“ im Alltagsleben verweist auf die Perspektive der Aneignung, des Umgangs sowie der Nutzung von IuK beziehungsweise von Medien. Zwar betont auch Krotz (2001: 19), dass in dem von ihm vorgeschlagene „Mediatisierungs“-Konzept als „Metaprozess des sozialen Wandels“ der Mensch durch seinen Umgang mit den Medien den aktiven Teil darstellt, doch impliziert der technische Fokus seiner Begrifflichkeit zugleich eine andere Perspektive. Der Versuch, gesellschaftliche Wandlungsprozesse mittels der Werkzeuge oder Produktionsmittel zu analysieren<sup>1</sup>, beinhaltet begrifflich die Problematik einer technikzentrierten Perspektive.<sup>2</sup> Aus kulturwissenschaftlich-volkskundlicher Fachperspektive bleibt die Analyse des Rahmungsprozess des Inter-

---

<sup>1</sup> In der Industriesoziologie unternehmen Baukrowitz/Boes/Schmiede (2000) mit dem Terminus „Informatisierung von Arbeit“ einen ähnlichen Versuch, den gesellschaftlichen Wandel über den sich verändernden Charakter der gesellschaftlichen Arbeit auf den Begriff zu bringen. Auch hier stellt sich die Frage, ob der Beschreibungsversuch über die Werkzeuge hinreichend ist.

<sup>2</sup> In der deutschsprachigen Medientheorie wurde bereits darauf hingewiesen, „dass die Medien wie die Medienwissenschaften gegenwärtig in verblüffender Weise überschätzt werden und sich selbst überschätzen“ (Winkler 1999: 44). Winkler kritisiert es als das „Selbstmissverständnis eines Fachs, das nahezu jede Fragestellung zu einem Medienproblem macht, die Medien zum gesellschaftlichen ‚Apriori‘ und sich selbst zu einer Art Leitwissenschaft stilisiert“.

net-Features „E-Mail“ beziehungsweise die Überlegungen zur Herausbildung eines neuen Mediendispositivs eng mit der Analyse soziokultureller Praxen verbunden. Allmählich bildet sich ein Konsens darüber heraus, dass technische Artefakte nicht quasi von außen auf kulturelle Verhältnisse auftreffen, sondern von einer „Kultürlichkeit von Technik“ selbst auszugehen ist (vgl. Hengartner/Rolshoven 1998b: 36). Ausgangspunkte einer solchen Perspektive sind Kontexte und Situationen, die den Gebrauch von Dingen und medienkulturellen Artefakten rahmen, wie umgekehrt die Medien und Kommunikationsinstrumente in bestehende Alltagspraxen eingepasst werden.

Es gilt prinzipiell zwar immer noch die Feststellung von Bausinger (1996: 53), „dass der Computer als Kommunikationsmedium von der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie beziehungsweise der Volkskunde bislang kaum erforscht ist“, aber inzwischen steigt die Zahl an Arbeiten, in denen auch IuN Gegenstand kulturwissenschaftlicher Analyse sind (z.B. Herrlyn 2001 oder Sülzle 2001; als Überblick vgl. Hengartner 2001: 208ff.).<sup>3</sup> Eine solche, mit den Cultural Studies verwandten, Forschungstradition würde – wenn es sie denn gebe, ihre Beschäftigung mit Computern und Internet im Sinne einer Alltagswissenschaft unter Bezug auf unterschiedliche soziale Kontexte konzipieren.<sup>4</sup> Das bedeutet, die kulturwissenschaftlich-ethnografischen Bezugspunkte hinsichtlich der technischen Vermitteltheit von Kommunikation zur Herstellung von sozialen Beziehungen sind die soziokulturellen Praxen und ihre Einbettung in die Prozesse des sozioökonomischen Strukturwandels. Zwar interessieren an einem interpersonalen Kommunikationsinstrument wie E-Mail auch die Rück- und Wechselwirkungen zwischen technischen Bedingungen und soziokulturellen Praxen der Kommunikation, doch zielt eine kulturwissenschaftliche Perspektive eher auf den „Umgang mit Technik“ (St. Beck 1997), denn auf den „Dingbezug“ (Schröder 2000). Außerdem kann hier auf eine Tradition von Mediennutzungsanalyse verwiesen werden, wie sie anhand des Fernsehens im Familienalltag von Jensen/Rogge (1986) entwickelt wurde. Insofern erforscht die Empirische Kulturwissenschaft als Alltagswissenschaft die Mediennutzung als Umgangs- und Rezeptionsweisen der ZuschauerInnen im sozialen Kontext ihres Alltagslebens (Bechdorf 2001).

Während die Kommunikations- und Medienwissenschaften ihre Aufmerksamkeit bisher auf die „Massenmedien“, die eine „one-to-many“-Kommunikation ist, konzentrierten und Kommunikationsmedien wie den Brief nicht zu

---

<sup>3</sup> Allerdings erscheint es nach wie vor bezeichnend, dass in dem Beitrag von T. Hengartner (2001) zu einem Methodenbuch des Faches, das Thema „Forschen über das Internet“ gerade mal fünf von 25 Seiten ausmacht.

<sup>4</sup> Damit sind nicht nur class, gender oder race gemeint, sondern auch unterschiedliche Konzepte alltäglicher Lebensführung (Voß 1995) beziehungsweise Habitus (Bourdieu 1982).

ihrem „Kerngeschäft“ zählen, beschäftigte sich die Empirische Kulturwissenschaft zwar nicht intensiv, aber immer wieder auch mit dem Briefschreiben als kultureller Praxis (Bausinger 1996). Joachim Höflich (in diesem Band) bemerkt, dass die „Briefkultur“ einer „Pluralität“ von unterschiedlichen „Vermittlungskulturen“ gewichen ist. Er versteht das Kommunikationsinstrument E-Mail als eines jener neuen Medien, die dem Brief bei der „Rede mit einer abwesenden Person“ Konkurrenz machen. Da E-Mail eine neue Form des populären Schreibens ist, ist ihre massenhafte Nutzung als Ausdruck einer Weiterentwicklung der „populären Schreibkultur“ (Warneken 1987) verstehbar. In den klassischen Massenmedien ist darüber hinaus von einer „neuen Briefkultur im Internet die Rede“.<sup>5</sup> Da IuN NichtschreiberInnen wieder zu SchreiberInnen machen, steht zu erwarten, dass auch eine klassisch-volkskundlich ausgerichtete Betrachtungsweise über das Thema Lese- und Schreibvermögen (Schriftlichkeit und Mündlichkeit) E-Mail als Forschungsgegenstand entdecken könnte (zum PC allgemein vgl. Schenda 1993: 444).

Anhand der Nutzung in der Freizeit und im häuslichen sozialen Nahbereich soll im Folgenden ein Beitrag zur Kulturanalyse des Mediendispositivs E-Mail unternommen werden.<sup>6</sup>

Für diese kulturwissenschaftliche Annäherung an das Internet-Feature E-Mail und seine „Veralltäglichung“ wird jener historische Moment gewählt, in dem die Entwicklung von IuN vom Medium erster zum Medium zweiter Ordnung (Kubicek u.a. 1997) erfolgt.<sup>7</sup> Der Beitrag nimmt dabei zwei Ebenen in den

---

<sup>5</sup> Vgl. Kölnische Rundschau, 22.7.2001 (Online-Dokument: URL: <http://www.rundschau-online.de/computer/netzwelt/638326.html>).

<sup>6</sup> Im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgesellschaft (DFG) geförderten Projekts untersuchte das Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen in Zusammenarbeit mit dem Forschungsinstitut für Arbeit, Technik und Kultur (FATK Tübingen) die „Transformation der Alltagsbeziehungen von Internet-NutzerInnen“. Das Projekt wurde von Prof. Dr. Bernd Jürgen Warneken geleitet und von Dr. Klaus Schönberger durchgeführt. Ergebnisse finden sich in verschiedenen Aufsätzen (Schönberger 1998, 1999a, 1999b, 2000a, 2000b, 2001; Sülzle 2001). Almut Sülzle (2000) und Andrea Löffler (2000) beteiligten sich mit Magisterarbeiten.

<sup>7</sup> Kubicek u.a. (1997: 17) verweisen in ihrer Grundlegung zur Spezifik medienkultureller Innovationen im Übergang vom Medium erster zum Medium zweiter Ordnung auf die Bedeutung ihres soziokulturellen Kontexts. Sie unterscheiden drei Phasen der „kulturellen Rahmung“ (Goffman 1989) beziehungsweise „Kultivierung“ (Rammert 1993: 247) von Medieninnovationen: Formierung, partielle und universelle Öffnung. Medien zweiter Ordnung entstehen als doppelter Transformationsprozess der „De- und Rekontextualisierung“. Das meint die Einbettung eines medientechnischen Artefaktes in ein soziales Handlungsgefüge. Dabei kommt es wiederum zu einer Modifikation der technischen Systeme wie der bestehenden institutionellen Arrangements. Die Autoren betonen als Voraussetzung die Notwendigkeit der Herausbildung sozialer Institutionen sowie der Fähigkeit, „Inhalte“ für ein disperses Publi-

Blick: Die Kommunikationsanlässe und die mit E-Mail verbundenen, sich herausbildenden Kommunikationsformen. Konkret geht es um die Beantwortung der Frage, ob und wenn ja, welche sozio-kulturellen Veränderungen sich im Zusammenhang mit der Nutzung von IuN<sup>8</sup> im sozialen Nahbereich (Familie, zwischen Partnern, Freunden oder Bekannten) ergeben. Der untersuchte Personenkreis<sup>9</sup> repräsentiert einerseits zwar bereits die „universelle Öffnung“ stellt andererseits aber noch nicht die notwendige „globale Öffentlichkeit“ dar. Dennoch finden sich hier bereits Nutzungsweisen, die sich vom Gebrauch durch Technikfreaks oder einer „Binnenöffentlichkeit“ unterscheiden. Die Mediengeschichtsforschung kann zeigen, dass die über das technische Potential und bei Pionieren begründeten ersten Annahmen vom Nutzen und der Nutzung eines medienkulturellen Artefakts nur wenig über eine spätere (massenhafte) Praxis aussagen. Der Übergang von einem Medium erster zu einem Medium zweiter Ordnung erfolgt in Nutzungskontexten, die nur wenig mit der Perspektive der Nutzer der ersten Stunde gemein haben.<sup>10</sup> Hier erfolgt jedoch der Rahmungsprozess des Übergangs zu einem Massenmedium beziehungsweise zeichnen sich die ersten Konturen eines neuen Kommunikations- und Mediendispositivs ab.

Auf der Grundlage einer qualitativen Studie können zwar keine verallgemeinerbaren Ergebnisse präsentiert werden, sehr wohl aber Hinweise auf sich ab-

---

kum auszuwählen, zu strukturieren und mittels Technik in einer bestimmten symbolischen Form aufzubereiten.

<sup>8</sup> Eine Schwierigkeit die sich bei der Analyse der Etablierung des Internet und von Netzkommunikation ergibt, ist die Begriffsverwirrung. Mit dem Begriff ‚Internet‘ sind ganz unterschiedliche Netzdienste gemeint. Ungeachtet dessen, inwieweit bereits eine Konvergenz verschiedener Dienste, Programme oder Angebote feststellbar ist, handelt es sich um unterschiedliche Kommunikationsmodi, die aber auf derselben technischen Grundlage basieren. E-Mail-Kommunikation, Newsgroups und Mailinglisten sind textbasierte Kommunikationsmodi. Das World Wide Web (WWW) hingegen ähnelt immer noch eher den herkömmlichen „alten“ Massenmedien mit ihrem one-to-many-Prinzip (zentraler Sender/disperse Empfänger).

<sup>9</sup> Die Auswahl der Befragten hing eng mit der Frage nach der Entwicklungsperspektive des Internet zusammen. Es wurden daher Personen ausgewählt, die in vielfältigen sozialen Bindungen leben und gemeinhin als „sozial integriert“ gelten (keine Jugendlichen). Daher wurden 30 männliche und weibliche Berufstätige aus unterschiedlichen Branchen mit unteren, mittleren und höheren Bildungsabschlüssen, die das Internet zuhause für sich privat nutzen und nicht in der Computerbranche, in den Medien oder in Forschung und Lehre arbeiten oder studieren. Der Erhebungszeitraum war 1998/99. Allerdings lassen sich die Ergebnisse durchaus auch auf die gegenwärtige Phase der Diffusion von IuN anwenden, da die Entwicklung von der „Binnenöffentlichkeit“ zur „globalen Öffentlichkeit“ noch nicht abgeschlossen ist.

<sup>10</sup> Insofern ist diese Untersuchung auch ein Gegenentwurf zu prominenten Studien von Rheingold (1994), Turkle (1998) und Tapscott (1998), die aus Pioniernutzungen das Mediendispositiv IuN ableiteten. Vgl. zur Kritik Stegbauer (2001c).

zeichnende Nutzungsmuster in Abhängigkeit von bestehenden und entstehenden sozialen Praxen gegeben werden.<sup>11</sup> So lassen sich für dieses „historisch“ frühe Stadium der Diffusion von E-Mail erste Konturen gruppenspezifischer Nutzungsmuster und -stile beschreiben. Wenn an dieser Stelle darauf nicht ausführlich eingegangen werden kann, so sei doch vermerkt, dass sich für die Interpretation solcher Muster das theoretische Konzept der alltäglichen Lebensführung (Voß 1995) besonders eignet. Damit können strukturell objektivierbare Faktoren mit subjektiven konkreten Handlungsmustern verknüpft werden.<sup>12</sup>

### **Kommunikations- und Mediendispositiv E-Mail**

Was bei Kubicek u.a. (1997) als der Übergang vom Medium erster zum Medium zweiter Ordnung und bei Höfllich in Anlehnung an Goffman als „Rahmung“ firmiert, bezeichnen Hickethier (1992), Lenk (1996) und andere als die Entstehung eines Mediendispositivs. In Anlehnung an Michel Foucaults Begriff des Dispositivs versuchen sie, die institutionelle, technische und inhaltliche Entfaltung der Medien im Zusammenhang der Entstehung entsprechender Wahrnehmungsstrukturen zu beschreiben. Das Dispositiv entsteht über die „Vermittlungs-, Aneignungs- und Nutzungsweisen“ (Lenk 1996: 23) der technischen Geräte und Dienste sowie der darüber gesendeten Inhalte. Dispositiv meint, „wie sich der ‚mediale Apparat‘ in Bezug setzt zu dem, was sich in der Medienwahrnehmung als ‚mentale‘ Entsprechung herausgebildet hat“ (Hickethier 1992: 27).

Das heißt, es wird begrifflich nicht nur der aktive Rahmungs- oder Kultivierungsprozess gefasst, sondern auch die strukturierende Wirkung von Apparatetechnik, Programm, objektiven Nutzungsbedingungen. Mit Hilfe des Begriffs Mediendispositiv lässt sich die technische, ökonomische und inhaltlich-formale Dimension von E-Mail als Kommunikationsmedium nicht nur im Zusammenhang der Entfaltung von entsprechenden Wahrnehmungsstrukturen beschreiben. Ein solches E-Mail-Dispositiv rekurriert auch zugleich auf die Kontexte, die Vermittlungs-, Aneignungs- und Nutzungsweisen von Netzkommunikation. Zu

---

<sup>11</sup> Hans Magnus Enzensberger (2000: 101) kritisierte vor noch nicht allzu langer Zeit demgegenüber jüngst die Medienforschung, die nicht qualitativ arbeite und deshalb auch nichts über die Hintergründe von Nutzungen und Medienkonsum in Erfahrung bringe. Abgesehen davon, dass die dem Spiegel-Feuilleton vielleicht angemessene Pauschalität des Werturteils der inzwischen erreichten methodischen Differenziertheit nicht angemessen ist, kommt es darauf an, die jeweiligen Vorzüge der Methoden zu verknüpfen.

<sup>12</sup> Wie eine solche Interpretation durchgeführt werden kann, habe ich anderer Stelle (aber noch ohne die Terminologie) am Beispiel „Doing Gender“ gezeigt (vgl. Schönberger 1999).

bedenken wäre allerdings, ob angesichts der Tendenz zur Konvergenz der verschiedenen Internetfeatures nicht von einem Medien- und Kommunikationsdispositiv gesprochen werden müsste. Auch wenn offensichtlich ist, dass die Bedeutung einzelner Medien oder Kommunikationsmittel im Zusammenhang einer umfassenderen Perspektive betrachtet werden sollte, avanciert(e) E-Mail zu derjenigen „Killer-Applikation“ (vgl. a. Bakardjieva/Smith 2000: 21ff.) der neuen IuK, die als Voraussetzung der „universellen Öffnung“ des Internet zu einem Massenmedium gelten kann.

Am Beispiel unterschiedlicher Nutzungsmuster von E-Mail lässt sich zeigen, dass die bloße technische Verfügbarkeit neuer Kommunikationsmöglichkeiten nicht automatisch bestehende Kommunikationsbedürfnisse in eine veränderte mediatisierte Form umlenkt. Umgekehrt lassen sich aber durchaus neue Kommunikationsanlässe und Kommunikationspraxen ausmachen, die erst auf der Grundlage der technischen Bedingungen der neuen IuK-Technik möglich geworden sind.

Die Frage ist, ob es dann überhaupt Sinn macht, pauschal von einem E-Mail-Dispositiv oder einem E-Mail-Rahmen zu sprechen. Die Rückbindung an die Nutzungskontexte macht sehr schnell deutlich, wie vielfältig die Gebrauchsweisen von E-Mail sind. Für die Kulturanalyse eines neuen Kommunikations- und Mediendispositivs ist es daher zunächst unabdingbar, diesen Aspekt zu berücksichtigen und unterschiedliche Kontexte aufzusuchen.

### **Internet: Kommunikations- oder Informationsmittel?**

Inzwischen hat sich E-Mail als das zentrale Internet-Feature für den privaten Gebrauch herauskristallisiert.<sup>13</sup> Die ARD/ZDF-Online-Studie (Eimeren/Gerhard/Frees 2001: 387) besagt, dass 80 % der NutzerInnen mindestens einmal wöchentlich E-Mails versenden und empfangen. Auch wenn der Multimedia-Diskurs der neunziger Jahre über die „Informationsgesellschaft“ und die Informationsgewinnung via WWW bei den Gründen für die Einrichtung von Onlineverbindungen sowohl in quantitativen Umfragen wie auch in qualitativen Erhebungen dominant war (ARD/ZDF-Arbeitsgruppe Multimedia 1999: 404) und auch noch ist (Eimeren u.a. 2001), so lässt sich feststellen, dass Internetnutzung insbesondere der Befriedigung von Kommunikationsbedürfnissen dient.

---

<sup>13</sup> Zur Entwicklung der privaten Nutzung merkt die ARD/ZDF-Onlinestudie (Eimeren u.a. 2001: 385), dass inzwischen die Nutzung zuhause dominiert.

Für die Befragten hängt der Nutzen, den sie ihrem Netzanschluss beimessen, sehr stark davon ab, wen sie per E-Mail im privaten Nahbereich erreichen können. Die Informationsangebote erschienen nach einigen Annäherungsversuchen explizit uninteressant, oft auch nicht bewältigbar.<sup>14</sup> Vor diesem Hintergrund konnte E-Mail zu jenem Dienst aufsteigen, der eine weitere Nutzung anhaltend attraktiv erhielt. Das lässt sich im Übrigen auch mit den Zahlen der ARD/ZDF-Onlinestudie belegen. Bei den Gründen für die Einrichtung einer Online-Verbindung zu Hause liegt das Argument „Komme so an interessante Informationen“ mit 88% noch vor „Will E-Mails versenden und empfangen“ mit 78%. „Dabei hat der Wunsch, mit E-Mail zu kommunizieren, im Vergleich zu 1997 um 16 % zugenommen“ (Eimeren u.a. 2001: 385). Beim Blick auf die Online-NutzerInnen dreht sich das Verhältnis regelrecht um. Es sind noch 59 % aller NutzerInnen, die mindestens einmal die Woche zielgerichtet Informationen suchen, während 80% E-Mails empfangen und senden.

Wenn die repräsentativen Umfragen die hohe Bedeutung von Informationen für den Einstieg wie die alltägliche Praxis betonen, so sind die gleichen Aussagen, die auch in der vorgenommenen qualitativen Studie relevant sind, als Niederschlag von gesellschaftlich erwünschten Antworten beziehungsweise hegemonialen Diskursen über die Informationsgesellschaft interpretierbar. Denn sehr viel mehr als zur Informationsgewinnung dient die alltägliche private Internetnutzung der Kommunikation mit E-Mail. Insofern lässt sich in den untersuchten Kontexten eine Diskrepanz zwischen den medial-diskursiv vermittelten und den sich durchsetzenden Nutzungsweisen konstatieren. Das gibt einen weiteren Hinweis darauf, dass die von Produzenten oder Medien vorgesehenen Nutzungsweisen nicht automatisch mit dem sich herausbildenden Dispositiv gleichsetzbar sind. Offenbar vollzieht sich wie schon zuvor beim Telefon die Nutzung

---

<sup>14</sup> Die Beschäftigung mit Information erfolgt auf unterschiedliche Weisen. Zum einen finden die NutzerInnen, die ohne gezielte Ambitionen sich einen Internetanschluss angeschafft haben, vor allem diejenigen Themen wieder, die sie auch außerhalb des Netzes beschäftigen. Sie suchen vor allem Informationsanbieter, die sie bereits kennen (Wiederfinden). Ein weiterer Typus geht gezielt mit der Absicht in das Netz, die Themen, die sie beschäftigen, auch im Netz wiederzufinden beziehungsweise Kenntnisse darüber zu erweitern (Intensivierung). Darüber hinaus gibt es eine Annäherung, die offen für Neues ist und die keine bestimmte Absicht in der Nutzung verfolgt und Grenzüberschreitungen möglich erscheinen lässt (Horizontenerweiterung). Fazit: Das Potential an Informationsmöglichkeiten bedeutet nicht automatisch auch seine Aneignung und aktive Nutzung (vgl. a. Stegbauer: 2001b), der bei technisch sehr viel informierteren MailinglistenutzerInnen in einer quantitativen Untersuchung zum gleichen Ergebnis kommt). Wir haben es hier mit einer Gebrauchsweise zu tun, die die potentielle Verfügbarkeit von Informationen sich via Internet-Zugang symbolisch aneignet. Die Aneignung repräsentiert die Anpassung an die diskursiv formulierten und medial vermittelten Anforderungen („Informationsgesellschaft“, „Wissensgesellschaft“ etc.) in der globalisierten kapitalistischen Gesellschaft. Vgl. a. Höflich (1997: 217).

von E-Mail im Wechsel von einem „Radiokonzept“ zu einem „Verständigungskonzept“ (Rammert 1989). Bereits das Telefon war und ist ein Kommunikationsmittel der geographischen (Becker 1994: 19) wie der sozialen Nähe (Hengartner 1998: 257; Claisse 1989 u. a.; Wellman 1996). Vor diesem Hintergrund und auf der Grundlage der vorliegenden Empirie, lässt sich die Hypothese formulieren, dass die Popularität von E-Mail ganz ähnlichen Bedürfnissen geschuldet erscheint.

### **Nutzungskontexte: Stabilisierung bestehender sozialer Strukturen und Intensivierung vorhandener soziokultureller Alltagspraxen**

Es wurde bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, dass IuN in den hier untersuchten privaten Kontexten vor allem dazu dienen, schon faktische soziale Beziehungen zu intensivieren und zu festigen beziehungsweise bestehende soziale Praxen zu organisieren (Schönberger 2000b).<sup>15</sup> Vorgängig im Diskurs über die Neuen Medien ist demgegenüber, dass E-Mail ein distanzüberwindendes Kommunikationsmittel ist, sozial wie territorial. Es lässt sich feststellen, dass es eine Nutzungsweise gibt, in der keine neue Kontakte aufgenommen werden beziehungsweise an neuen sozialen Beziehungen außerhalb des eigenen sozialen Nahbereichs kein Interesse besteht.<sup>16</sup> Die regelmäßigen Kommunikationspartner weisen dabei kein anderes Sozialprofil als im ‚Real Life‘ auf beziehungsweise bilden dasselbe wieder ab.<sup>17</sup>

---

<sup>15</sup> In den USA wird anhaltend eine Debatte geführt, inwiefern Internetnutzung entweder in die soziale Isolation führe (Graham/Marvin 1996, Kraut u.a. 1998; Nie/Erbring 2000; O‘Toole 2000; Putnam 2000) oder im Gegenteil soziale Beziehungen und Gemeinschaften stärke (Cole 2000; 2001; Rainie 2000). Diese Entweder/oder-Debatte (Wellman/Gulia 1999) beruht auf teilweise methodisch fragwürdigen quantitativen Studien sowie einem dezidiert technikdeterministischen Apriori, wonach die Technik auf den Menschen „wirkt“. Zur Kritik vgl. Schönberger 2000a. Eine zugleich auch mit ethnographischen Methoden arbeitende kanadische Studie (Hampton 2001: 169f.) kommt zu dem auf methodisch seriöserer Grundlage basierenden Ergebnis, dass IuN die sozialen Beziehungen zu entfernt lebenden Personen stärkt. Darüber hinaus stellt Hampton (ebd.: 171) fest, dass IuN soziale Beziehungen auf lokaler Ebene stärke, ihr Gebrauch öffentliche Partizipation, das Wachsen lokaler sozialer Netzwerke, die Intensität lokaler sozialer Bindungen und die räumliche Dispersion lokaler Netzwerke fördere.

<sup>16</sup> Dieses Ergebnis korrespondiert mit den Resultaten von Christian Stegbauer (2001b), der am Beispiel von Mailinglisten gezeigt hat, dass nicht nur hinsichtlich der Themenauswahl keine Grenzüberschreitung feststellbar ist, sondern auch die einzelnen NutzerInnen sich an bestehenden sozialen Beziehungen und sie bereits interessierenden Themen orientieren.

<sup>17</sup> In Frage ist, inwiefern dieses Ergebnis nur die Begrenztheit des gewählten Samples widerspiegelt. Aus diesem Grund wurde eine Online-Befragung an der Universität Tübingen

## Aufrechterhaltung traditionaler Lebensformen

Darüber hinaus ist das Bemühen beobachtbar, durch Netzkommunikation, traditionelle Lebensformen aufrechtzuerhalten. Am Beispiel einer über drei Generationen vernetzten Familie, die auch über E-Mail untereinander kommuniziert, lässt sich zeigen, wie IuN dazu dienen kann, den Familienzusammenhalt zu stabilisieren.

Es wurden insgesamt acht Familienmitglieder aus drei Generationen befragt. Außerdem liegt aus dem Zeitraum 1998/99 ein Teil der E-Mails vor, die von einzelnen Familienmitgliedern entweder an alle oder an einzelne Personen verschickt wurden. Von besonderem Interesse war zunächst die seit 1976 verwitwete, 78jährige Großmutter Katharina H. aus der ersten Generation. Sie lebt im Allgäu Haus an Haus mit ihrer 80jährigen Schwester Esther K., die keine Kinder hat und im Betrieb ihres Mannes berufstätig war. Der Ausgangspunkt dieses E-Mail-Familiennetzwerkes ist die zweite Generation. Die zweite Generation umfasst vier Kinder und ihre PartnerInnen. Aus der Generation der Enkel sind drei Personen am familiären Netzwerk beteiligt. Die erste wie zweite Generation ist sozial im Bildungsbürgertum verortbar. Der Ehemann von Katharina H. war Gymnasialdirektor. Auch die Großmutter selbst ist bildungsorientiert. Sie liest regelmäßig die ZEIT und legt großen Wert darauf, dass ihre Kinder ihr ihre Aufsätze, Artikel oder Bücher schicken. Die Gründe für den Einstieg in das Familiennetzwerk sind nicht-technischer Art. Sie ergeben sich aus bestehenden persönlichen Orientierungen, beruflichen Anforderungen beziehungsweise bestimmten Konzepten alltäglicher Lebensführung wie auch der schlichten Notwendigkeit, den Anschluss an sich neu herausbildende Kommunikationsnetzwerke nicht zu verpassen.

Neben der Großmutter Katharina H. (Jg. 1920) und ihrer Schwester Esther K. (Jg. 1915) besteht das Familien-E-Mail-Netzwerk hauptsächlich aus ihren vier Kindern:

- Helmut H., (Jg. 1950), Professor für Sozialwissenschaft in Südwestdeutschland. Seine von ihm getrennt lebende

---

vorgenommen (Schönberger 1999b). Dabei gab es das bemerkenswerte Ergebnis, dass die universitären NutzerInnen keineswegs völlig abweichende Nutzungsmuster aufweisen. Der Blick auf die Zusammensetzung der KommunikationspartnerInnen der befragten männlichen wie weiblichen Universitätsangehörige (Studierende, wissenschaftliche und Verwaltungsangestellte) in der Online-Umfrage zeigt, dass ähnlich wie in der qualitativen Untersuchung, neue, bislang unbekannte Personen nur eine untergeordnete Rolle für die regelmäßige Kommunikation spielen. 17,3 % (19,6% weiblich, 15,5% männlich) der Antwortenden (n=2393) geben an, regelmäßig mit ihnen vorher nicht bekannten Personen zu kommunizieren. Online-NutzerInnen aus dem jeweiligen sozialen Nahbereich dagegen werden bis zu viermal häufiger als bisher unbekannte Personen angeführt.

- Ehefrau Laura H., (Jg. 1950), arbeitet in Italien bei einem Computerhardware-Hersteller im Bereich Marketing Communication. Beide nutzen Netzkommunikation schon mehrere Jahre im Beruf und zu privaten Zwecken.
- Maria H., (Jg. 1975) Tochter von Helmut und Laura H. Sie ist Studentin mit sozialwissenschaftlicher Ausrichtung.
- Anita W., (Jg. 1944.), ist Mathematik-, Physik- und Informatik-Studienleiterin. Sie engagiert sich in der Kampagne „Schulen ans Netz“ und promoviert in Informatik über ein sozialwissenschaftliches Internetthema. Ihr Mann Eduard W. hat keinen eigenen E-Mail-Anschluss. Ihre beiden Kinder, Andrea W. (Jg. 1977), Studentin und Christian W. (Jg. 1968), Elektroanlageninstallateur, verfügen auch über einen Netzzugang. Letzterer zeigt sich an der Familienkommunikation kaum interessiert.
- Piemo H., (Jg. 1947), Diplom-Bibliothekarin, ist in Luxemburg Konsultantin eines EU-Landes, dessen Staatsangehörigkeit sie inzwischen angenommen hat. Sie stieß als Dritte der Geschwister zum Familiennetzwerk hinzu. Ihr Ehemann Gerd H., auch online, spielt keine aktive Rolle. Das spiegelt vor allem sein Verhältnis zu Piemo H. und weniger zu IuN wider.
- Clara B., (Jg. 1951), Gymnasiallehrerin, Kunsterzieherin ist die Jüngste und die Letzte der vier Geschwister, die zum Familiennetzwerk hinzustieß. Zusammen mit Ehemann Hans B. (Jg. 1947), Oberarzt von Beruf, hat sie vier Töchter. Letztere nutzen – wenn überhaupt,– dann nur den Anschluss ihrer Mutter. Hans B. überlässt Clara B. die familiäre E-Mail-Kommunikation (vgl. Schönberger 1999a).

Clara B. sah sich aufgrund der intensiven E-Mail-Kommunikation ihrer Geschwister an den Rand gedrängt. Wesentlich ist hier die Verwaltung eines von allen vier Geschwistern und ihren Partnern gekauften „Altersruhesitzes“ in Italien. Die bereits vernetzten Hausteilhaber nutzten das neue Medium, um sich abzusprechen. Schließlich kam es immer häufiger vor, dass die nicht angeschlossene Clara B. sich vor vollendete Tatsachen gestellt sah: „Es blieb mir nichts anderes übrig als zu sagen, ich möchte mit informiert werden.“ Es entstand für sie der Zwang nachzuziehen. Die Abwicklung der Hausverwaltung ist ein zentrales Thema der familiären E-Mail-Kommunikation, die aber die dritte Generation nur am Rande interessiert.

Zum Zeitpunkt des Interviews besaß die Großmutter bereits eineinhalb Jahre einen Netzzugang. Für sie ist der enge Kontakt zu ihren über Deutschland und Europa verstreut lebenden Kindern und Enkeln sehr wichtig. Bisher waren Briefe und vor allem Telefon diejenigen Kommunikationsmittel, mit Hilfe derer sie die Verbindung aufrechterhielt. Da sie reihum oft mit ihren Kindern und Enkeln telefonierte, bildete sie das Zentrum der Familie, das alle anderen informierte.

So habe laut Enkelin Maria H. „jeder mit jedem und die meisten mit ihr“ gesprochen. Daher sei „nichts an ihr vorbeigegangen“. Darüber hinaus machte sie auch häufig Besuche. Sie sei diejenige, die „alles zusammenhält“. Sie berichte allen die es hören wollen oder nicht, wer sich gerade wo befindet: „Die Oma muss sowieso immer wissen, wo ihre Kinder sind, sonst kann sie überhaupt nicht schlafen.“

Doch spätestens mit dem Netzanschluss ihrer jüngsten Tochter Clara B., rutschte sie in eine kommunikative Randlage. So habe es Großmutter „kirre gemacht, dass ihre Kinder untereinander kommunizieren und sie nicht mitkommunizieren kann“ (Maria H.). Allerdings ging die Initiative für den Anschluss nicht von ihr selbst aus. Sie selbst berichtete, dass Rechner und Internetzugang von Sohn Helmut H. und Tochter Anita W. ihr mit der Bemerkung „einfach hingestellt“ worden sei: „Du kannst das.“ Sie hätte den Computer eigentlich nicht gewollt: „Was fange ich damit an? Du musst und damit du im Bilde bist, was in der Familie passiert“ habe es geheißt. Helmut H. sieht ihre Angst, an der familiären Kommunikation im Netz nicht teilhaben zu können, als zentralen Anreiz, mitzumachen:

*„Da war sie sehr zögerlich am Anfang, dass sie das nicht kann; aber doch bereit, das auszuprobieren. Auch der einfache Trick zu sagen, du versäumst was Wesentliches an der Familienkommunikation war für meine Mutter, für die die Familie das Wichtigste ist, ein solcher enormer Druck und mögliche Belohnung und sozusagen Angst auf der anderen Seite was zu versäumen. (...)“*

Das war ein ganz klarer massiver Familiendruck von allen Seiten. Immer wieder und schon im Vorfeld in Telefongesprächen wurde gesagt, „ja schau, das kannst natürlich nicht wissen, da müsstest du halt E-Mail haben.“

„So ein paar Vorfälle“ (Maria H.), bei denen sie feststellen musste, dass sie eine Entwicklung nicht mitbekommen hatte, sowie die offensichtlich koordinierten Interventionen ihrer Kinder führten schließlich dazu, dass sie fortan E-Mails las und nach einigen Monaten bis einem Jahr auch selbst welche schrieb und verschickte.

Die treibende Kraft war Sohn Helmut H., den die Großmutter wiederum als denjenigen ihrer Kinder beschreibt, der vergleichsweise am wenigsten Kontakt mit ihr halte („Männer sind da ein bisschen gleichgültiger“). Vor dem Hintergrund seiner beruflichen Anforderungen steht E-Mail im Zentrum seiner Kommunikationspraxis. Auch gegenüber seiner eigenen Tochter Maria H. besteht er auf diesem Kommunikationsweg: „Und er ist da auch eiskalt: ‘Schickt mir halt eine Mail, bist selbst schuld, wenn du mir keine Mail schickst, wer telefoniert heutzutage noch’“. Telefonate empfindet er prinzipiell als lästig. Zeitweise war

er sogar nur über sein Universitätsbüro telefonisch erreichbar. Erst auf Drängen anderer Familienmitglieder („Denk mal, wenn mit Großmutter was ist“) schafft er sich ein Handy für seine nahe dem Campus gelegene Wohnung an. Der Netzanschluss seiner Mutter ermöglicht ihm, Kontakt zu ihr, ähnlich wie zu den anderen Geschwistern zu halten. Auch seine Schwester Piemo H. betont gegenüber Bekannten und Freunden, dass wer mit ihr kommunizieren wolle, sich einen Netzanschluss zulegen müsse. Im Gegensatz zur ihrem Bruder telefoniert sie regelmäßig mit ihrer Mutter mindestens einmal in der Woche. Denn die Großmutter selbst ändert ihre Gewohnheiten ungeachtet des E-Mail-Anschlusses nicht. Sie liest und schreibt zwar E-Mails und empfindet dieselben als Bereicherung, „weil nachher höre ich doch was von meinen Kindern“. Aber zur Beantwortung greift sie nach wie vor zum Telefonhörer. Mit zunehmender Gewöhnung und Übung wird sie zwar selbst häufiger aktive E-Mail-Produzentin, doch ist ihr diese Form zu wenig intensiv (s.u.). Das Telefon bleibt weiterhin ihr Hauptkommunikationsmittel. Aber für Piemo H. und Helmut H., die Arbeit und Freizeit weder trennen können noch wollen, deren Partner nicht am selben Ort wie sie selbst leben, die sich ständig zwischen verschiedenen Orten bewegen, ist E-Mail eine Voraussetzung, für die weitere Teilhabe am Familienleben, die dann aber auch eingefordert wird. Umgekehrt bringt dieses Vorgehen den schreibfaulen Professor Helmut H. selbst in Bedrängnis, weil nunmehr von ihm erwartet wird, dass auch er über seine Reisen berichtet: „Ich mache das ungerne, weil ich zu faul bin, dann gibt es schon Ärger, dann kommen die E-Mails, Du bist zurück, warum kriegen wir keine Informationen. Das ist so ein Kristallisationspunkt in der Familie.“

Aber nicht nur mit Blick auf das Familienleben: Piemo H. meint, dass sich richtige Freundschaften vor allem in der Schule oder an der Uni ergeben würden „und später wird es immer schwieriger“. Den Vorteil von IuN sieht sie nun darin, dass man dieselben „jetzt sehr viel intensiver aufrechterhalten kann.“ Ihr Konzept der alltäglichen Lebensführung (Integration von Arbeit und Freizeit, relative Ortlosigkeit) wird von IuN unterstützt. Auch die in Norditalien lebende Laura H. berichtet, dass es in ihrem Bekanntenkreis nur noch ganz selten vorkomme, dass jemand keine E-Mail-Adresse habe. Soziokulturelle Normen wie die, dass es selbstverständlich ist, eine E-Mail-Adresse zu besitzen, und objektive berufliche Gegebenheiten vermischen sich. Laura H. erledigt ihre private E-Mail-Korrespondenz am Arbeitsplatz. Von ihrer Wohnung versucht sie bisher, Belange des Arbeitsplatzes (aber damit auch die E-Mail-Nutzung) fernzuhalten. Ob das, nachdem der Arbeitgeber allen MitarbeiterInnen ein Laptop mit nach Hause gegeben hat, weiterhin so bleibt, muss sich erst noch zeigen. Am Beispiel von Familie H. lässt sich zeigen, dass bei denjenigen, wie Professor Helmut H. oder EU-Konsulentin Piemo H., die Arbeit und Freizeit nicht trennen können

beziehungsweise wollen, die Bedeutung, Intensität und die Häufigkeit der Netzkommunikation eine andere ist, als beispielsweise bei ihrer Schwester und Kunsterziehungslehrerin Clara B. Sie muss mit ihrer vergleichsweise großen Familie in viel stärkerem Maß, Beruf, gesellschaftliches lokales Engagement sowie andere Zwänge und Anforderungen in ihr Konzept alltäglicher Lebensführung integrieren.

### **„Real Life“ – Organisation und Effektivierung bestehender sozialer Beziehungen**

Neben der virtuellen Re-Integration schon bestehender persönlicher Beziehungen dient die Nutzung von E-Mail der Organisation des alltäglichen „Real Life“ sowie der Effektivierung bestehender persönlicher sozialer Beziehungen oder von gesellschaftlichem Engagement.

Der Sozialversicherungsangestellte Karl S. (36 J.) ist in der kirchlichen Laienarbeit engagiert. Er schätzt seinen „Mail-Kontaktkreis“ auf 20-25 Personen, „kommunizieren tue ich hauptsächlich mit vier Leuten“. Es sind tatsächlich 19 Adressen verzeichnet, allerdings seien einige Kommunikationspartner nicht „eingespeichert“. Bei ihnen handelt es sich um Bekannte, Nachbarn und Freunde vor Ort, zum Teil um E-Mail-Partner aus der Kirche und aus dem Feld seines gesellschaftlichen Engagements. Mit den meisten dieser Kommunikationspartner trifft er sich oder telefoniert er regelmäßig. Mit einigen telefoniert er mehr als dass sie sich E-Mails schicken. Er sagt, dass sich der Inhalt der E-Mail-Kommunikation häufig auf der Spaß-Ebene bewegt. „Ein toller Witz“ der „dann geschwind rausgejagt“ wird. Ein Teil der Kommunikationspartner sind aus seinem Heimatort, die jetzt auswärts studieren. Allerdings sieht er dieselben noch regelmäßig, wenn sie am Wochenende nach Hause kommen. Freunde, die er auch unter der Woche regelmäßig trifft, mit denen tauscht er nicht so häufig E-Mails aus. Mit einem Freund, den er regelmäßig Face-to-Face trifft, macht er per E-Mail, „wenn jetzt irgendwas besonderes ist, dann mal geschwind was aus“ oder „einfach mal geschwind einen guten Morgen“. Dieses „Ich denke an Dich“ oder „Melde mich demnächst“ erleichtern die Fortführung von sozialen Beziehungen in der Nähe wie in der Ferne. Doch ergeben dieselben sich nicht automatisch. Es bedarf des Willens, die Beziehung zu erhalten.

Die Versendung von digitalen Photos, Witzen und „virtuellen Postkarten“ verweist auf einen sowohl spielerischen wie beziehungsökonomischen Gebrauch, der versucht, soziale Netzwerke um ihrer selbst willen mit Leben zu erfüllen (s.u.). Im Prinzip ist dieser Gebrauch mit dem des jugendlichen SMS-Einsatzes vergleichbar, bei dem weniger der Inhalt der Kommunikation ent-

scheidend ist, sondern der demonstrative Gebrauch zur fortwährenden Konstitution eines sozialen Netzwerkes den Zweck ausmacht (Höflich 2001).

Dieses Bedürfnis lässt sich sowohl auf lokalem wie auch auf kosmopolitischem Niveau mittels E-Mail befriedigen. Professor Helmut H. ist wie seine Schwester Piemo H. aktiv in der italienischen Sektion eines „weltweiten“ „Freundeskreises oder Clubs von Leuten, die gut essen und gut trinken wollen“, dessen Homepage von seiner Schwester betreut wird. Für ihn ist es wichtig „so ein bisschen Kontakt (...) zu italienischen Leuten zu bekommen“. In seiner Sektion sind „ausschließlich“ Italiener organisiert: „Wir kommunizieren per E-Mail.“ Anlässlich des 750jährigen Jubiläums dieser Gourmetvereinigung stehen überall Feiern an. Er berichtet von den Finnen, die während ihrer Feier vorne im Restaurant einen Rechner aufstellen wollten, „der E-Mails in Empfang nimmt und man möchte die dann verlesen während dieses Abendessens. Man möchte doch da welche hinschicken“.

Den Mitgliedern ihres Clubs ist das internationale Flair sehr wichtig. Die Mitglieder kommunizieren inzwischen auch per E-Mail und Homepage: „Das gibt dann viele Leute, die, wenn sie jetzt wo hin fahren, das nutzen, um Kontakt zu den Leuten zu bekommen.“ Hier bildet der Club den Rahmen, neue Kontakte zu knüpfen, zu ermöglichen oder aufrechtzuerhalten. Denn

*„das ist einfach ganz nett, das ist natürlich immer eine gewisse soziale Schicht, das muss man halt auch dazu sagen. Aber wenn Sie jetzt nach Singapur fahren und sagen jetzt will ich da gut essen, dann können sie schauen, gibt es zu der Zeit so ein Essen. Sie können das tun, sie werden aufgenommen wie ein Familienmitglied quasi.“*

*Insofern spiegelt sich in den E-Mail Adressbüchern der Befragten ihr jeweiliges soziales Umfeld wider. Allerdings sind die Kontaktmöglichkeiten per E-Mail aufgrund der Tatsache, dass es noch zahlreiche Lücken gibt, nicht bei allen Befragten derart selbstverständlich. Denn zum Zeitpunkt der Befragung waren bei weitem noch nicht alle wichtigen KommunikationspartnerInnen der Befragten angeschlossen. Je weniger im Bekannten- und Freundeskreis Arbeit- und Freizeit integriert sind oder beruflich nicht die Anforderung an eine Nutzung besteht, desto mehr sind die Befragten in ihrem sozialen (privaten) Nahbereich selbst noch Pioniere der Netznutzung wie Diplompädagogin Gudrun S. (43 J).*

Sie nutz(t)e nur aufgrund eines einzigen Kontaktes (der Ehemann arbeitete ein Jahr lang in Ostdeutschland) für einen begrenzten Zeitraum den häuslichen Internetanschluss. Wenn es im sozialen Nahbereich noch zu wenig potentielle KommunikationspartnerInnen gibt, dominiert eine informatorische Nutzung.

Falls nicht alle Personen im sozialen Nahbereich über E-Mail verfügen, werden die Vorzüge von IuN schnell zu einem Nachteil. Diplomphysiker Ape P. (40 J.) verschickt Einladungen nicht per E-Mail, „weil ich nicht alle Leute erreiche und weil ich sonst zweigleisig fahren müsste“. Bei technik-interessierten männlichen Befragten zeigt sich in diesem Zusammenhang ein Typus, den sozialen Nahbereich für Netzkommunikation offensiv zu erschließen. Schreinermeister Simon B.'s (50 J.) „Hoffnung geht dahin, dass noch mehr Leute E-Mail haben werden, weil ich das gut finde“. Auch Maschinenbautechniker Toni G. (42 J.) erhofft sich von der fortschreitenden Diffusion eine Effektivierung seiner Kommunikation:

*„Die, die Internet haben, die werden stärker und schneller erreicht. Da sind die Kommunikationsmöglichkeiten einfach besser. Stelle dir mal vor: Da war bei uns ein Gruppenmitglied, der hat eine Zeitlang kein Telefon gehabt. Ja da musste man zur Postkarte zurückgreifen. Also wenn man sich vorstellt, dass jemand telefonisch nicht erreichbar ist, das ist eine Katastrophe.“*

Insofern hat das konstatierbare Bemühen um Diffusion von (männlichen) Befragten nicht nur einen missionarischen technophilen Charakter, sondern ist zugleich dem Sachverhalt geschuldet, dass eine Probe oder ein Ausflug besser organisierbar sind, wenn alle Bandmitglieder oder Kegelbrüder per E-Mail erreichbar sind. Der Medienbruch in einer Gruppe kann andernfalls ganz schnell kommunikative Ausschlüsse produzieren, wenn beispielsweise Piemo H. bei denjenigen, die über keinen Netzanschluss verfügen, die Weihnachtspost nicht mehr beantwortet.

Mit Fortschreiten der universellen Öffnung zeichnet sich ab, dass IuN ihre Attraktivität ähnlich wie das Telefon aus der Gestaltung des unmittelbaren Nahbereichs beziehen und nicht nur aus der Möglichkeit der Überwindung räumlicher Grenzen. Allerdings deuten sich gegenüber dem Telefon auch bereits unterschiedliche Nutzungspraxen an.

### **Nutzungspraxen und –stile**

Für die Bestimmung des Mediendispositivs E-Mail finden sich in den von uns vorgenommenen Interviews eine Reihe von Hinweisen. Im folgenden sollen explorisch Nutzungsanlässe für E-Mail dargestellt sowie Hinweisen auf Nutzungsstile nachgegangen werden.

## *Massensendungen und Sendungsbewusstsein*

Ein zentraler Topos der technikeuphorischen Diskurse über die wundersamen Möglichkeiten von IuN ist die in Brechts 1927-1932 entstandener Radiotheorie (Brecht 1990) noch geforderte und nun via IuN technisch realisierbare Aufhebung der Trennung von Sender und Empfänger (Roesler 1997: 180ff.). Alle E-Mail-Clients ermöglichen den NutzerInnen, sich selbst zum Sender zu machen. Automatische Adressenspeicherung, die Anlegung von Verteilerlisten oder Software-Features wie „Quoting“, Adresslisten, „redirect“ beziehungsweise „bouncen“ (Beibehaltung des ursprünglichen Absenders beim Weiterleiten einer E-Mail), „cc“ (carbon copy) oder „bcc“ (blind carbon copy) geben den NutzerInnen entsprechende Möglichkeiten an die Hand, als Sender für mehr als nur eine Person zu agieren. Voraussetzung hierfür ist das Erreichen einer kritischen Masse von TeilnehmerInnen im jeweiligen sozialen Feld. Von diesem Zeitpunkt an ist E-Mail als transparentes und schnelles Mitteilungsorgan zur Streuung von Informationen einsetzbar.

Insbesondere NutzerInnen mit Multiplikatorenfunktionen in zweckorientierten sozialen Netzwerken (z.B. politische AktivistInnen) koordinieren ihre Tätigkeiten mit Hilfe von E-Mail. Karl S. organisiert per E-Mail Jugendfreizeiten, aber auch seine redaktionelle Mitarbeit in einem kirchlichen Mitteilungsblatt. E-Mail wird auch für den Kontext politischer Information entdeckt. Vertriebsingenieur Kurt F. (55 J.) ist in der Gewerkschaft engagiert und versucht in virtuellen gewerkschaftlichen Diskussionszusammenhängen seine Positionen zu plazieren. Dabei kommen Kontakte in Newsgroups und Mailinglisten mit mehr oder weniger Gleichgesinnten zustande, die sich mit den gleichen politischen Themen befassen. Kurt F. verfolgt Diskussionen im gewerkschaftlichen Kontext:

*„Da beteilige ich mich natürlich mit großem Vergnügen, weil da sind manchmal feingeschliffene Formulierungen auch drin, dann wird es hübsch. Da merkt man auch, da gibt es dann auch sehr viel Reaktion.“*

Aber aus solchen Diskussionen entstehen nicht zwingend intensive Beziehungen. Die „Grenzen virtueller Gemeinschaft“ (Stegbauer 2001a) sind die Folge von strukturellen (kognitiven und sozialen) Grenzen. Da unsere Untersuchung bei sozial ‚integrierten‘ Personen durchgeführt wurde, die vielfältige andere Aufgaben zu bewältigen haben, interessiert insbesondere, dass das Kapazitätsproblem Zeit die begrenzende Ressource Wahrnehmungsfähigkeit (von Information und Kommunikation) bei weitem noch übertrifft (ebd.: 280f.). Aber für diejenigen Befragten, die die Softwarekniffe kennen und beherrschen, bietet IuN tatsächliche Erleichterungen. Die generelle Vereinfachung hinsichtlich der

Verteilung von Information ermöglicht zugleich eine Intensivierung von Informationsaustausch im sozialen Nahbereich. Maschinenbautechniker Toni G., betont die Bequemlichkeiten:

*„Das Internet hat den Vorteil, dass ich spontan z.B. einen Artikel habe und ohne große Umstände den weiterschicken kann oder verteilen kann. Es ist immer der Umstand jemand mit Informationen zu erreichen oder zu bedienen und wie umständlich ist es im herkömmlichen Sinne. Wenn ich mir überlege, kopieren, eintüten, Brief fortschicken, dann ist das Internet ja wesentlich einfacher. Also darin sehe ich den großen Vorteil. Und das ist im Prinzip vom Aufwand her, wenn ich jetzt noch zwei oder drei mit informieren würde, das ist vom weiteren Aufwand her ist das ein Klacks gegenüber diesen herkömmlichen Kommunikationsmitteln.“*

Inwiefern diese softwaretechnisch vereinfachten Möglichkeiten im Sinne von Vernetzung, Informationsaustausch oder Beschleunigung der Verteilung von Inhalten genutzt werden, hängt jedoch in erster Linie von der bisherigen Praxis des potentiellen Senders im ‚Real Life‘ ab. Eine Person, die sich als Multiplikator sieht, findet und gebraucht solche Möglichkeiten. Von Bedeutung ist eine solche Nutzung vor allem für jenen Personenkreis, der im Modell von Kubicek u.a. (1997) als „Binnenöffentlichkeit“ in Folge einer „partiellen Öffnung“ bezeichnet wird, die der „universellen Öffnung“ der „globalen Öffentlichkeit“ zum Massenmedium vorausgeht. Hierzu gehören insbesondere die oben erwähnten gesellschaftlich engagierten Personen, die IuN für ihre Zwecke in einem vergleichsweise frühen Stadium entdeckten und die neuen Möglichkeiten der Software zur Effektivierung schon bestehender sozialer Netzwerke einsetzen.

Andere Befragte kennen die erwähnten Softwarefeatures entweder gar nicht oder fühlen sich nicht befugt oder nicht kompetent genug, sie für ihre Praxen zu verwenden. Ob mit oder ohne Sende-Selbstermächtigung, es werden jeweils offline erworbene Haltungen und Habitus online verdoppelt. Die Tatsache, dass nach wie vor eine Rolle spielt, wer man im ‚Real Life‘ ist und welche Praxis hier üblich ist, präkonfiguriert die Art der Online-Nutzung und den Einsatz von Softwarefeatures. Wer sich nicht selbst zum Sender machen will, wer nicht über ein Mindestmaß an Sendungsbewusstsein verfügt, wer sich nicht selbstbewusst anderen mitteilt, der kommt erst gar nicht auf die Idee, sich selbst zum Sender zu ermächtigen. Der lange Arm des ‚Real Life‘ verliert nicht an Reichweite, bloß weil Softwaremöglichkeiten potentiell zur Verfügung stehen.

### ***Integrierende Distanz***

Die technisch bedingte Struktur des Kommunikationsprozesses mit E-Mail ist von Zeitverzögerung sowie von einer Kontextarmut aufgrund der Kanalreduktion geprägt. In sogenannten Netiquetten (z.B. Freyermut 2000) wird immer wieder vor Enthemmung und Rücksichtslosigkeit infolge der Kanalreduktion und dem Herausfiltern sozialer Hinweisreize („Reduced Social Cues Modells“, Kiesler/Siegel/McGuire 1984) gewarnt.<sup>18</sup> In diesem, wenn auch umgekehrten Sinne, lässt sich auch ein Nivellierungseffekt bei asymmetrischen Kommunikationssituationen beobachten. Enthemmung ist daher keine Zwangsläufigkeit und keineswegs Ausdruck der „Natur“, also der Technik des Kommunikationsmittels geschuldet. E-Mail bringt nämlich umgekehrt im Falle von problematischen und gefährdeten Beziehungen aufgrund der Kanalreduktion auch integrative Effekte im Kommunikationsprozess mit sich.

Ein Beispiel hierfür bieten die Erfahrungen von Helmut und Laura H. aus der bereits oben beschriebenen Familie. Sie lebt in Italien und er in Südwestdeutschland. Beide haben sich getrennt, sind aber nicht geschieden. Daher besteht ein Klärungsbedarf in verschiedenen alltäglichen Bereichen fort. Etwa Absprachen hinsichtlich der Tochter Maria H., gemeinsamer Hausbesitz, Versicherungsfragen oder die Steuererklärung. E-Mail bezeichnen beide als geeignetes Kommunikationsmittel, weil bestimmte Zwischentöne wie sie etwa am Telefon auftreten können, wegfallen:

*„Es gibt auch jetzt nicht schreckliche Streitereien. Aber es ist schon so, dass man diese Auseinandersetzungen dann über E-Mail führt und am Telefon ist man immer sehr freundlich, weil das irgendwie eher peinlich ist, wenn man dann so direkt ist. Man gibt dem anderen dann auch die Möglichkeit zu reagieren und von daher ist es nicht ganz so fies, als wenn wie am Telefon dann, der andere kalt erwischt wird.“ (Laura H.)*

Beiden ist es angenehmer, gemeinsame Belange via E-Mail zu klären, weil verletzende Untertöne – anders als beim Telefon – hier besser vermieden werden können. Auch Helmut H. sieht die Vorzüge darin, dass sich die Emotionen per E-Mail besser kontrollieren lassen:

*„Das, glaube ich, hat eben dazu geführt, dass es keinen Krach gab. Also man muss ja miteinander kommunizieren und die Gefahr so eines Krachs – ich meine, wenn man getrennt lebt, versteht man sich auch nicht mehr so gut – aber dass es nicht zu einem GAU gekommen ist, [zu] wirklicher Auseinandersetzung*

---

<sup>18</sup> Vgl. z.B. Jonas/Boos (2000): „Der Grad der Enthemmung und die dadurch entstehenden interpersonellen Dynamiken müssen also klar als Medieneffekt interpretiert werden.“

*die so verbittert, dass man nicht mehr kommunizieren kann“,*

sehen beide übereinstimmend und unabhängig in den technischen Bedingungen von E-Mail, die ‚zivilisierend‘ wirken.

Über „so einen kleinen Mailkontakt“ (Maria H.) lassen sich außerdem Kommunikationssituationen realisieren, die andernfalls unübersehbare und unerwünschte Implikationen nach sich ziehen könnten. Etwa wenn die Tochter von Helmut und Laura H., Maria H., einem Kommilitonen, der eine Bart-Simpson-Halskette trägt, einfach einen Hinweis auf eine Simpson-Homepage mailen möchte. E-Mail-Kommunikation erscheint ihr unverbindlicher. Daher gibt sie beispielsweise einem Verehrer, den sie nicht gleich brüskieren möchte, zunächst nur die E-Mail-Adresse,

*„weil ich gedacht habe, die Telefonnummer, alles was recht ist, dann ruft mich da irgend ein Typ (...) an. Und der hat mir jetzt auch schon zwei Mails geschrieben, aber ich habe noch nicht geantwortet. So, wenn mich jemand auf der Straße anquatschen würde, kann ich deine Telefonnummer haben, würde ich sagen, nie im Leben, aber du kannst die E-Mail-Adresse haben.“*

Auch ihre Mutter Laura H. schätzt diese ‚low-intensity‘-Qualität von E-Mail, wenn sie mit jemanden Kontakt halten will, den sie ganz nett findet, aber eigentlich keine nähere Beziehung zu ihm eingehen möchte:

*„Also ich habe in USA einen jungen Mann aus Marburg kennen gelernt, der ist, was weiß ich, 15 Jahre jünger. Mit dem war nie irgendwie eine Beziehung, aber er ist ganz nett und man unterhält sich ganz gut. Mit dem habe ich so einen E-Mail-Kontakt aufrechterhalten. Er kam mich auch mal besuchen, man hat ein paar Sachen besichtigt, hat zusammen was unternommen; es ist nichts Ernsthafteres. Also Briefe, das wäre irgendwie seltsam, dem einen Brief zu schreiben, das würde sozusagen schon sagen, der bedeutet mir mehr. Er bedeutet mir aber nicht so viel. Und ihn anzurufen, das ist auch, weiß Gott, ich weiß gar nicht, vielleicht wohnt er mit einer anderen Frau zusammen. Also von daher hat E-Mail irgendetwas Unverbindliches in dieser Beziehung dann und es dringt auch nicht so sehr ins Privatleben ein wie ein Telefon.“*

Während ein Brief aus ihrer Sicht offenbar persönliche Nähe in diesem Nutzungskontext signalisiert, erlaubt E-Mail eine unverbindlichere Kommunikation. In dieser Hinsicht erweitert die E-Mail-Kommunikation den Handlungsradius insbesondere von weiblichen Nutzern.

Doch ist ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass umgekehrt die beschleunigte

Kommunikation eine neue Form von Nähe und Intensität zu stiften vermag, die durchaus Verbindlichkeit signalisieren kann. Maschinenbautechniker Toni G. berichtet beispielsweise, dass er mit einem guten langjährigen Freund, der zeitweise in die USA gegangen war, über E-Mail nun sehr viel mehr über Partnerschaftsfragen kommuniziert, als von Angesicht zu Angesicht:

*„Das ist ein Phänomen des Internet, dass wenn man dann Kontakt hat, dass man doch sehr, sehr intensiven Kontakt hat. Man spricht Dinge zum Beispiel an, die man sonst nicht anspricht. Zum Beispiel wie geht es dir, was machst du beruflich, kommst du mit dem Geld klar, was verdienst du und so, solche Sachen kommen da einfach zu Sprache, was so im persönlichen Gespräch / da ist die Hemmschwelle vielleicht größer. Also ich habe mich zum Beispiel auch mit dem E. über Beziehungen unterhalten, wo wir es vielleicht, wenn wir gegenwärtig sind, nicht gemacht hätten. Ich weiß nicht, das ist irgendwie, man kann doch dann freier so.“*

Ob die E-Mail nun dazu genutzt wird, Distanz zu halten oder Nähe herzustellen, hängt von der jeweiligen Position der KommunikationspartnerInnen im sozialen Raum ab. Dabei macht es einen Unterschied, ob sich die Kommunikationspartnerinnen bereits kennen und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen. Auch Tonfall und Textstil hängen in entscheidendem Maß hiervon ab (s.u.).

### **Anrufbeantworterfunktion und Feedbackbedürfnis**

Die Herausbildung des Mediendispositivs vollzieht sich nicht zuletzt auch über Kommunikationsunfälle, Grenzüberschreitungen und erfahrene Begrenzungen des Kommunikationsmittels selbst. Mag in der ersten Euphorie E-Mail noch für vielerlei Kommunikationssituationen genutzt worden sein, so stellt sich nach geraumer Zeit doch heraus, wer welche Art und welche Themen der Kommunikation mit diesem Medium für geeignet hält.

Ummittelbare direkte Reaktionen wie im persönlichen Gespräch von Angesicht zu Angesicht oder am Telefon sind mit E-Mail nur begrenzt möglich. So zeigen sich insbesondere in Krisensituationen, in denen schnelles Reagieren notwendig ist, die technisch bedingten Grenzen von E-Mail. Schnelles Krisenmanagement ist damit nur schwer durchzuführen. Diesen Sachverhalt unterstreicht der Verlauf einer Kommunikation bei Familie H., bei der E-Mail fast ganz außen vor bleibt: Als die Zufahrtsstraße zum Ferienhaus in Italien nach langen Regengüssen abgesackt war, wurden die bedrohlichen Konsequenzen für das allen Familienmitgliedern ans Herz gewachsene Haus direkt und unmittelbar

am Telefon verhandelt. Es wollte und konnte niemand auf Antwort warten, bis jemand irgendwann (und zufällig) seine E-Mails abrufen. Bei (dramatischen) Kommunikationsanlässen, die größerer kommunikativer Intensität mit Rede/Gegenrede bedürfen, als sie über E-Mail hergestellt werden kann, greifen die Befragten schließlich doch zum Telefonhörer (s.o.).<sup>19</sup> Solche Aussagen finden sich auch immer wieder im Kontext von persönlichen Themen, Krisen und Situationen, in denen unmittelbare Reaktionen gesucht werden. Gleiches gilt für komplexe Entscheidungsfindungen, Kommunikationsanlässe in denen Zwischentöne relevant sind oder die schneller Antworten bedürfen.<sup>20</sup> Während das Klingeln des Telefons im Alltagsgebrauch zeitgleiche Kommunikationen unterbricht, greifen E-Mails nicht in vergleichbar gravierender Weise in das alltägliche persönliche Zeitmanagement ein. Im Gegenteil. E-Mail wird auch deshalb geschätzt, weil keine unmittelbare Antwort erfolgen muss. Es bleibt im Belieben der NutzerInnen, wann sie dieselbe beantworten. Insbesondere mit Blick auf die Kommunikation am Arbeitsplatz, wird E-Mail als weniger störend empfunden. Von daher verwundert es nicht, wenn E-Mail auch im privaten Kontext zunehmend als Anrufbeantworter genutzt wird:

*„Aber so, Freunde, die jetzt unter der Woche unterwegs sind, irgendwann halt heimkommen, denen sprichst was auf's Band beziehungsweise schickst halt ei*

---

<sup>19</sup> Ein solches Antwortverhalten ist keineswegs eine Altersbesonderheit und durchaus auch in dem nicht untersuchten Feld Wissenschaft verbreitet, wie eine E-Mail von Regina Bendix auf der Volkskunde-Mailingliste zeigt. Die Göttinger Volkskundlerin schweizerischer Provenienz wechselte aus den USA nach Deutschland: „Als Neuzuzügerin in diese Wissenschaftslandschaft ist mir zwar bereits bewusst geworden, dass wesentliche Diskussionen via Telefon verlaufen (in der Tat, selbst wenn man jemanden eine E-Mail geschickt hat, ist es hier bisweilen üblich, dass man bei manchen Leuten noch nachanruft, um sie auf die E-Mail in ihrem Briefkasten aufmerksam zu machen – interessant aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive, etwas mühsam in der Praxis“. Bendix, Regina: [kv] Re: [vk] neuer Listenname und neue Modalität, 15.12.2001. Es wird sich wohl erst in einiger Zeit herausstellen, ob es sich hierbei um die Anfangsschwierigkeiten einer umfassenden Digitalisierung wissenschaftlicher Kommunikation (weil es noch nicht Usus ist, ständig seine E-Mails abzurufen) oder ob für bestimmte (dringliche) Anliegen E-Mail schlicht als das falsche Medium angesehen werden wird.

<sup>20</sup> Demgegenüber rechtfertigt für Angelika Storrer (2000: 159) „die potentielle Möglichkeit der Verkürzung der ‚Phasen‘, die zwischen der Verschickung des Briefes und dem Erhalt einer Antwort liegen (u.U. nur Minuten), sowie die Art der wechselseitigen Bezugnahme (über Zitate statt über Reformulierung) es jedoch, E-Mails eine qualitativ anders geartete Dialogizität zuzusprechen, d.h. sie auf dem Spektrum zwischen kommunikativer Mündlichkeit und Schriftlichkeit an anderer Stelle einzuordnen“.

*ne E-Mail, wenn du da bist, meldste dich, eine Stunde vorher gehen wir weg, fertig.“ (Ape P.)*

Insofern zeichnet sich bei E-Mail eine Nutzungsweise ab, bei der die Netzkommunikation die Basisinformationen liefert und später via Telefon oder Face-to-Face Kontakt aufgenommen wird: „dann weiß der andere schon ein bisschen, was gelaufen ist“ (Bankkaufmann Matze F., 33 J.). Das heißt, E-Mail wird genutzt um den Kontakt zu halten und auf dem Laufenden zu bleiben. E-Mail wird in einem solchem Verständnis zu einem Instrument der Vorbereitung von direkter kontextreicherer Kommunikation. Die Anrufbeantworterfunktion taugt aber auch für Mitteilungen, die ungern direkt gemacht werden möchten. Unangenehmes oder Problematisches lässt sich ebenfalls in einer direkten aber den Kontakt dislozierenden Weise kommunizieren:

*„Manchmal ist es ja unangenehm, jemand anzurufen, also gerade zum Beispiel geschäftlich, wenn man einem Lieferanten den Auftrag nicht gibt oder irgend etwas nicht gepasst hat und man irgendwelche Kritik anbringen will. Und wenn man das mündlich machen will, dann muss man immer so die richtigen Worte suchen, wohingegen E-Mail, es ist nicht wie ein Brief schreiben, nicht so formell, aber man kann doch diese Hemmschwelle, was Unangenehmes dann zu vermitteln. Da tut man sich irgendwie leichter.“ (Laura H.)*

Wenn nun aber Unklarheit darüber besteht, welche Unannehmlichkeiten via E-Mail kommuniziert werden dürfen und welche nicht, sind Konflikte mitunter vorprogrammiert.

### **Erlaubte und nicht erlaubte E-Mails**

BenimmlehrerInnen beziehungsweise ihre Verlautbarungsorgane vom Schlage „Stil & Etiquette“ intervenieren inzwischen auch auf dem Feld der „Netiquette“ und beteiligen sich auf diese Weise aktiv an der Rahmung des neuen Medien-dispositivs: „Beileidsbekundungen per E-Mail an die Hinterbliebenen zu übermitteln, gilt wohl nicht nur sensiblen Gemütern als Tabu. ‚Ein absoluter Stilbruch‘, meint dazu Inge Wolff, Vorsitzende des Arbeitskreises Umgangsformen International in Bielefeld.“<sup>21</sup>

Während über die „Netiquette“ (Storrer/Waldenberger 1998) von Szenezeit-schriften wie „Zitty“ (5/2001) bis Computerfachzeitschriften wie „ct“ (12/2000)

---

<sup>21</sup> Vgl. Online-Dokument: URL: <http://www.pnp.de/news/boulevard/internet/email/main.htm>.

versucht wird, feststehende Regeln für verbindlich zu erklären, gemäß denen emotionale oder sehr persönliche Themen als unziemlich gelten, lassen sich in der Empirie unterschiedliche Haltungen und Stile bei der Nutzung feststellen. Allerdings formulieren die selbsternannten Moral- und Sittenwächter<sup>22</sup> eine Perspektive, die tatsächlich bereits Bestandteil von Nutzungspraxen eines Teils der Nutzerinnen ist. Nur hängen diese Praxen eben nicht von der Frage ab, was schicklich und was nicht schicklich ist. Vielmehr bedingen in den jeweiligen Konzepten alltäglicher Lebensführung die objektiven Lebensbedingungen und die basalen Lebensformen, inwiefern bestimmte soziokulturelle Werthaltungen relevant sind beziehungsweise werden oder nicht. Die Distanz zur 'entpersönlichten' E-Mail-Kommunikation repräsentiert aber nicht nur ein kulturpessimistisch inspiriertes Ressentiment, sondern basiert auch darauf, dass emotionale Anteilnahme derzeit keinen allgemein verbindlichen „Rahmen“ (Höflich 1998a, 1998b) als Referenzpunkt besitzt, in dem bestimmte Gebrauchsweisen und Nutzungsstile allgemein verbindlich Gefühle oder Emotionen repräsentieren könnten. Insbesondere die Kontextarmut der Kommunikationssituation ist der Bezugspunkt für eine Distanz, die „persönlich“ mit authentisch, ehrlich und wahr gleichsetzt:

*„Also wenn ich mich mit jemandem näher auseinandersetzen muss, dann will ich auch seine Gesichtszüge sehen“ (Diplomingenieur Edwin U., 38 J.). Einladungen an mehrere Personen per E-Mail zu versenden, erscheint hingegen legitim: „Fände ich auch ganz witzig. Du machst es ja so auch, du kopierst irgendetwas, raus, du entwirfst am Computer was.“ (Diplomphysiker Ape P., 40 J.)*

Dabei ist die Haltung „je wichtiger der Anlass, desto mehr persönlich“ (Matze F.) gleichbedeutend mit einer Nutzungspraxis, die Vertrauliches, Intimes oder Emotionales allgemein ausspart: „Innerhalb der E-Mail macht man irgendetwas aus, also eher solche Sachen, und nicht jetzt, sich irgendetwas schreiben, also so Mitteilungsbedürfnisse“ (Laboringenieur Peter K., 37 J.)

*„Ja gut, jetzt zum Beispiel des Problem mit der Eva, da werde ich ihm [Freund] keine E-Mail schreiben und ihn fragen wie es seiner Frau geht, sondern da gehe ich mal vorbei, sage seid ihr zuhause, dann komm ich mal vorbei. Passt's oder passt's nicht. Das ist für mich eine Frage der persönlichen Beziehung. Also ich möchte nicht diesen persönlichen Kontakt verlieren und ins Anonyme gehen. Also da wo es wirklich der Freundeskreis da ist, denke ich, ist auch der persönliche Kontakt wichtig.“ (Matze F.)*

---

<sup>22</sup> Vgl. zur Analyse des gegenwärtigen Benimmbooms und seiner sozial schließenden Funktion Timm 2001.

„Persönlich“ meint hier ein Telefon- oder ein Face-to-Face-Gespräch. Während Helen Petrie (1999) in einer britischen Studie für Microsoft Hotmail anhand von 38.000 E-Mails von hauptsächlich unter Vierzigjährigen herausgefunden hat, dass IuN den altmodischen Liebesbrief wiederbeleben konnte, insistiert in dem dieser Untersuchung zugrundeliegenden Sample ein dominanter Typus darauf, dass für sie Liebe, Romantik und E-Mails nicht zusammenpassen. Eine „wirkliche“ Liebeserklärung muss demzufolge (authentisch) handgeschrieben und im Briefumschlag verschickt werden<sup>23</sup>:

*„Zum Beispiel solche persönlichen emotionalen gefühlsbezogenen Dinge, die würde ich nicht per E-Mail machen, die würde ich lieber handschriftlich machen, wenn ich sie machen würde“<sup>24</sup>.“ (Diplom-Geograph Roland W., 37 J.)*

Insbesondere romantische Beziehungen und Gefühle via E-Mail auszudrücken erregt bei jenem Teil der befragten erwachsenen NutzerInnen Widerwillen, der in festen Partnerschaften lebt und bei dem Arbeit und Freizeit zeitlich wie räumlich weitgehend getrennt bleibt. Für Maresch/Rötzer (2001: 22) sind es „Bindungslose, Wechselbereite und Risikofreudige“, die mittels „Vernetzung und Echtzeitverschaltung“ nunmehr „ungeahnte Möglichkeiten der Kooperation, sozialen Koordinierung und intimen Kommunikation“ begrüßen (vgl. a. Schönberger 2001). Diese Form der postfordistischen Vergesellschaftung<sup>25</sup> spielte in dem für das Projekt gewählten Untersuchungssample nur eine untergeordnete Rolle. Vielmehr galt das Hauptinteresse NutzerInnen mit der gegenwärtig empirisch anhaltend zentralen Form fordistischer Vergesellschaftung. Hier sind PC sowie IuN noch weitgehend Arbeitsmittel und keine Medien zur Gewinnung von Spaß und Autonomie. Insofern verwundert es nicht, dass Jugendliche, für die IuN gerade in der Freizeit eine große Rolle spielen, bereits ausgiebig von diesen Medien zur Pflege von Liebesbeziehungen Gebrauch machen. Dies gilt

---

<sup>23</sup> Zur Bedeutung des Handschriftlichen beim Liebesbrief vgl. a. Wyss in diesem Band.

<sup>24</sup> Der letzte Halbsatz verweist darauf, dass ein nicht unwesentlicher Aspekt der Frage nach den Nutzungskontexten darin besteht, ob vor der Einführung von E-Mail überhaupt eine wesentliche Schreibpraxis bestanden hat. Oftmals werden Aussagen über das Schreib- (und Lese)verhalten auf einer Basis getroffen, die nicht reflektieren, dass auch wenn die Möglichkeit besteht, sie nicht genutzt wurde.

<sup>25</sup> „Ihnen stehen andere soziale Nachbarschaften und Fernnahbeziehungen ins Haus, neue Berufsbilder und Arbeitsplatzbeschreibungen warten auf sie, die sich von den herkömmlichen sozialen Rollen und Identitätsbildungsprozessen grundlegend unterscheiden. Auch die Grenzen zwischen Arbeitswelt und Freizeit werden in der durch das Internet gestützten Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft verschwimmen. Vermutlich ist Multitasking die Fähigkeit und Fertigkeit, die die Info- oder virtuelle Elite beherrschen muss, sie wird womöglich auf alle Lebensbereiche durchschlagen“ (Maresch/Rötzer 2001: 22f.).

aber auch bereits für jene NutzerInnen des untersuchten Personenkreises, der aufgrund seiner beruflichen Orientierung auch seiner persönlichen Beziehungen und seine Freizeit verstärkt es via IuN reorganisiert und bei dem bereits postfordistische Elemente der Lebensführung virulent sind: „Also wenn ich so meinen engeren Freundinnen [schreibe], also da werden auch intimere Dinge abgehandelt“ (Laura H.). Es hängt bei ihnen von der jeweiligen Beziehung ab, wie intensiv die Kommunikation ausfällt, wie im ‚Real Life‘ eben auch.

Der eingangs dieses Abschnitts aufgestellte Behauptung, dass es unziemlich sei, Beileidsbezeugungen per E-Mail zu machen, würden all diejenigen Befragten zustimmen, die die „persönliche“ Kommunikation am Telefon oder von Angesicht zu Angesicht beziehungsweise im handgeschriebenen Brief der medial vermittelten gegenüberstellen. Das ist ein verbreiteter Topos und ist letztlich Ausdruck der Öffnung von E-Mail hin zu jener „globalen Öffentlichkeit“, die sich weitgehend an einem Konzept alltäglicher Lebensführung orientiert, bei der IuN ein zusätzliches Kommunikationsinstrument darstellt. Bei denjenigen NutzerInnen aber, die Arbeit und Freizeit weniger trennen können oder wollen, ist E-Mail-Kommunikation intensiver, und auch das „Persönliche“ wie Todesfälle werden hier durchaus verhandelt:

*„Als unlängst überraschend ein Kollege in England verstorben ist, das war sehr schlimm, weil an einer Lungenentzündung sollte man heute nicht mehr sterben. Er war noch keine 40 Jahre alt. Diese Information wurde per E-Mail rumgegeben und auch die Kondolenzen sind zuerst einmal per E-Mail erfolgt. Und da fand niemand was dabei. Das war einfach, um ganz schnell zu sein und zum Teil auch mit, ja gut, cc: an andere Leute. Ich habe zusätzlich dann schon einen privaten Brief bekommen. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, ein Kondolenzschreiben in Kopie an jemand anders zu verschicken, was dann auch sehr bewegend sein kann und in diesem Fall war, wenn man sieht, wie die Leute also das dann betrifft und wie sie darauf reagiert haben. Und das hatte für mich nichts Profanes“ (Helmut H.)*

Dabei zeigt sich ein erweiterter Kommunikationshorizont, der bisher nicht berücksichtigte Kommunikationspartner in die zuvor begrenzte Kommunikation einbezieht. Bei denjenigen NutzerInnen, für die E-Mail nur ein zusätzliches Kommunikationsinstrument darstellt, wird es auch in absehbarer Zeit unziemlich bleiben, per E-Mail zu kondolieren. Unter denjenigen aber, die mittels E-Mail immer mehr Bereiche ihres Alltagslebens koordinieren, wird auch diese Nutzung bald keinen Anstoß mehr erregen.

## Schreibstile und Sprache

Die Entwicklung schriftlicher Kommunikation im Zuge der Diffusion von IuN erfährt inzwischen auch größere Beachtung in den Sprachwissenschaften. Es ist zum einen von der „Revitalisierung dialogischer Kommunikationsstrukturen durch elektronische Netze“ (Wehner 1997a: 96) im Sinne eines „Beziehungsmediums“ sowie (Wehner 1997b: 125) zum anderen, vom Konzept der Mündlichkeit im Duktus „elektronischer Schriftlichkeit“ die Rede. Um das Neue zu erfassen, greifen Kleinberger/Thimm (2000) die Differenzierung zwischen medialer und konzeptioneller Mündlichkeit in Anlehnung an Koch/Oesterreicher (1994) auf, bei der jeweils zwischen Realisierungsebene und Konzeptionsebene von Schriftlichkeit und Mündlichkeit unterschieden wird. Realisierung meint das Medium, in dem Sprache realisiert wird. Konzeptionelle Mündlichkeit/Schriftlichkeit bezieht sich auf den Duktus, die Modalität der Äußerungen und kommunikative Strategien (z.B. Umgangs- versus Schriftsprache). Die Pole lassen sich als „abnehmend sprechbezogen“ und „zunehmend schreibbezogen“ beziehungsweise „Sprache der Nähe“ und „Sprache der Distanz“ charakterisieren (2000: 264). Sie begreifen die spezifische Funktion dieser Schriftkommunikation als „hybride Form konzeptioneller Mündlichkeit im Modus medialer elektronischer Schriftlichkeit“ (ebd.: 276).<sup>26</sup> Hierbei ist allerdings anzumerken, dass vor dem Hintergrund der vorliegenden Empirie solch ein Versuch ein allgemein verbindliches Mediendispositiv zu formulieren im Zuge der „universellen Öffnung“ problematisch erscheint, weil auf der formalen Ebene anzusiedelnde diskursiv vorgegebenen medienspezifische Schreibweisen (z.B. E-Mail ist ein schnelles Medium, die Sprache ist schlampig, die Anrede nicht förmlich usw.) zum einen durch eigensinnige Praxen immer wieder in Frage gestellt werden. Zum anderen lassen sich mit E-Mail sehr viele Kommunikationszwecke abdecken. Insofern findet sich sowohl die Orientierung an den Textstilen des traditionellen Briefverkehrs<sup>27</sup>, als auch den meist diskursiv medial vermittelten Vorgaben. In der Empirie finden sich zwar immer auch die diskursiv als E-Mail-adäquat vermittelten Schreibweisen (z.B. Laboringenieur Peter K.: „Genau, zwei Sätze und dann tschüß. Das ist einfach ein schnelles Medium“), umgekehrt berichten die NutzerInnen zugleich aber auch von Übertragungen ihrer Praxen mit anderen Kommunikationsinstrumenten. Teilweise sogar von ein- und derselben Person. Im Vergleich mit dem Brief konstatiert Diplomingenieur Edwin U. eine abweichende Form:

---

<sup>26</sup> Diesen Sachverhalt bezeichnen Günther/Wyss (1996) auch als „mündliche Schriftlichkeit“ beziehungsweise Wyss (1999) an anderer Stelle als „Ikonizität“.

<sup>27</sup> Bausinger (1972: 81) spricht vom stilistischen Trägheitsprinzip. Mittels Medieninnovationen können die kulturell geprägten Muster nicht voluntaristisch überwunden werden.

*„Ich könnte jetzt nicht so schreiben, wie ich das E-Mail-mässig mache. Also da habe ich manchmal irgendwie so eine Gassensprache dann auch, also wie ich jetzt hier schwätze. Ich schreibe manchmal sogar im Dialekt.“ (Edwin U.)*

Storrer verortet die neue Schreibweise in privaten E-Mails, in Mailinglisten und Newsgroups. Die Textmuster aus Briefen alten Stils gelten nach wie vor bei Geschäftsbeziehungen, Kundenverkehr, Bewerbungen usw. Beide Schreibstile, die Übertragung des klassischen Briefschreibens, als auch der „konzeptionell mündliche Stil“ (Storrer 2000: 158) werden – gerade vor dem Hintergrund historischen Wissens über die Entwicklung von Nutzungsmustern – nicht der Endpunkt der Entwicklung sein. Im Kontext der vorliegenden Empirie lässt sich die These formulieren, dass es weniger die technischen Bedingungen sind (sie sind notwendig, aber nicht hinreichend), die darüber entscheiden, ob sich der sprachliche Rahmen zwischen E-Mail-KommunikationspartnerInnen verändert, sondern die jeweilige soziale Nähe der Person entscheidend ist, ob a) veränderte Textmuster zum Tragen kommen und b) welche Themen angeschnitten werden beziehungsweise als E-Mail-tauglich angesehen werden.

In der E-Mail-Kommunikation gibt es aus Sicht der NutzerInnen sprachliche Momente der Nähe wie der Distanzierung. Durch die Geschwindigkeit, mit der in E-Mails Informationen in Form von Text übermittelt werden, entsteht paradoxerweise offenbar gerade aufgrund der Entfernung eine Nähe zwischen den KommunikationspartnerInnen, die räumliche und zeitliche Distanz in den Hintergrund treten lassen: „Mir gefällt es, Daten zu empfangen und sofort wieder zurückzuschicken“ (Edwin U.). Eine solche „virtuelle Nähe“ bedingt „eine Sprache der Nähe im schriftlichen Medium“ (Wenz 1998). J. Höflich (1998b: 146), der zugleich auf die Möglichkeit der „affektiven Enthemmung“ hinweist, begründet diese sprachliche Nähe mit der „Anonymität und dem sich gegenseitig-nicht-sehen können“. Neben der Schnelligkeit, die unter bestimmten Voraussetzungen eine gewisse Nähe herstellen hilft, ist es offenbar gerade diese Mischung aus Mündlichkeit und Schriftlichkeit, die eine intensive Nähe aufscheinen lässt.

Die in den Interviews wie auch in der Literatur oft angeführte Kürze und Knappheit der Sprache in manchen E-Mails steht im Zusammenhang mit der Funktion als Sozialität stiftendes Medium:

*„Das ist einfach, macht Laune, ist wie ein netter kleiner Anruf. Und dann liest Du irgendeinen blöden Spruch, aber haust einen blöden Spruch zurück und dann ist's gut. Du willst eigentlich nix sagen, du willst einfach nur so, wie wenn du an einem Büro vorbeiläufst und hey, hallo.“ (Ape P.)*

Es geht in solchen Fällen weniger um den Inhalt einer E-Mail, als vielmehr um ihre beziehungsfestigende Funktion, die sich in Anlehnung an Malinowski (1974) auch als „phatische Kommunikation“ bezeichnen lässt.<sup>28</sup> Dort wo diese Funktion von E-Mail besser ausgefüllt wird, als von anderen Medien, setzt sich E-Mail hierfür durch (vgl. a. Holly 1996).

Die Kommunikation zwischen Mutter Laura H. und Tochter Maria H. ist „gleich trivial oder alltäglich, ob E-Mail oder Telefon. Aber man kommuniziert halt und bleibt in Kontakt“ (Laura H.): Die Tendenz zur Oralität in solchen E-Mails ergibt sich aus der Bequemlichkeit der Kommunizierenden und dem Zweck der Kommunikation.

*„Also, klar, bei manchen Leuten, da freue ich mich schon auch: Ha! E-Mail gekriegt! Aber, das ist dann erst mal auch nebensächlich, was da drin steht, sondern einfach, dass da jemand dran denkt und, mal vorbeischreibt.“ (Peter K.)*

Ungeachtet dessen bleibt eine solche „Vermündlichung von Schriftsprache“ (Sieber 1998) auf bestimmte soziale Praxen beschränkt. Aber es liegt offensichtlich an der Struktur von E-Mail-Kommunikation, dass der Liebesbrief in diesen Kontexten den Medienwechsel vollzogen hat, der von der Schreibmaschine und dem PC nicht geschafft worden war (Wyss 2002).

## **E-Mail im privaten Alltag**

Als zentrales Ergebnis lässt sich eine Rückbindung der Nutzung von IuN in bestehende Alltagspraxen konstatieren. Das heißt, IuN wird von den befragten NutzerInnen zur Intensivierung bestehender sozialer Beziehungen beziehungsweise zur Effektivierung bestehender sozialer Netzwerke eingesetzt. E-Mail ist also nicht nur das Kommunikationsmittel eines sich wie auch immer globalisierenden Subjekts, sondern es dient in den hier untersuchten sozialen Praxen dazu, den jeweiligen sozialen Nahbereiche zu erschließen oder Kommunikationsabbrüche infolge räumlicher Trennung zu vermeiden. Darüber hinaus korrespondieren die Ergebnisse dieses Projekts mit denen von Barry Wellman (2000: 203), der darauf verweist, dass E-Mail Treffen von Menschen vorbereitet und nicht deren Ersatz ist. Es geht also nicht um die Substitution von bestehenden sozialen Beziehungen, sondern um ihre Organisation und Reorganisation. Außerdem ist Mitchell (1997: 18f.) zuzustimmen, dass IuN „keine exakten funktio-

---

<sup>28</sup> „Phatische Kommunikation“ entspricht dem Alltagsgeplauder und bezeichnet einen besonderen Typus der Rede, „der es nicht auf die Information ankommt, sondern auf die Kommunikation im gesprochenen Wort“ (Favret Saada 1979: 21).

nalen Äquivalente“ darstellen und ein „pauschale Ersetzung der Interaktion von Angesicht zu Angesicht“ (ebd.) nicht zu erwarten ist.

Auf der formalen Ebene lässt sich die These von Uwe Sander (1998) bekräftigen, wonach Distanz nicht ein Defizit, sondern ein „Luxuspotenzial“ der Moderne ist, weil erst mediatisierte Kommunikation ein Wechselspiel zwischen Nähe und Distanz ermöglicht. Das bestätigen auch Untersuchungen von Eva L. Wyss (2002), wonach die neuen Kommunikations- und Textkonstellationen als zusätzliche Ausdrucks- und Kommunikationsform zur differenzierteren Gestaltung sozialer Beziehungen nutzbar gemacht werden. Es ist im Kontext von Mediengebrauch im Allgemeinen und von E-Mail im Besonderen einmal mehr darauf hinzuweisen, dass die Bedeutung des komplexen Beziehungsgefüges zwischen Technik, Anwendungen und Nutzungsmustern, also der Technisierung von symbolischen Prozessen, nicht primär aus den technischen Strukturen und ihrer regulativen Grundmechanismen ableitbar ist, sondern aus den Interpretations- und Verständigungsleistungen der jeweiligen Akteure hervorgeht. Soziale Kompetenz, Phantasie und Engagement sind auch beim E-Mailschreiben vonnöten und verweisen auf den „langen Arm des Real Life“, der die Nutzung prägt, aber nicht determiniert. Die Tatsache, dass es nicht „den“ Gebrauch des Kommunikationsmediums E-Mail gibt, verweist einerseits darauf, dass E-Mail schon zum Untersuchungszeitraum im Begriff war, ein wirkliches Massenkommunikationsmedium zu werden. Es sind die vielfältigen sozialen Praxen, die die Einbindung in den alltäglichen Gebrauch präkonfigurieren. Womit wir wieder beim Ausgangspunkt sind. Es erscheint vielversprechender, den Gebrauch von E-Mail in unterschiedlichen sozialen Kontexten zu analysieren, als ein allgemeingültiges Mediendispositiv finden zu wollen. Es lassen sich zwar Aspekte eines Mediendispositivs in spezifischen sozialen Kontexten beschreiben, dieselben unterliegen allerdings selbst dem historischen Wandel, und daher können allenfalls Tendenzen erfasst werden. Insofern lautet das volkskundlich-kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm, Mediengebrauch in distinkten sozialen Praxen und Kontexten zu erforschen. Eine Projektfragestellung wie „Zur Transformation der Alltagsbeziehungen von InternetnutzerInnen“ hat sich für die Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie damit erledigt. Die Frage nach dem Computerrahmen oder dem Mediendispositiv „E-Mail“ sollte konsequenterweise fortan der Frage nach den unterschiedlichen Konzepten alltäglicher Lebensführung oder dem Habitus und damit verbundener Mediennutzung nachgeordnet werden.

## **Kurzbiographien der InterviewpartnerInnen:**

(Altersangaben zum Zeitpunkt des Interviews)

- Anita W., 54, Mathematik-, Physik- und Informatik-Lehrerin schreibt zu Zeitpunkt des Interviews an einer Dissertation über das Thema „Schulen ans Netz“ mit dem Schwerpunkt Mädchenarbeit. Mutter von zwei Kindern (21 und 30), lebt mit ihrem Mann (Rentner) in einer Kleinstadt in Nordrhein-Westfalen. Online seit 1994.
- Ape P., 40, Diplomphysiker, arbeitet als freiberuflicher Ingenieur, lebt mit seiner Frau (Dipl. Biologin) (Beruf: „Mutter“) und zwei kleinen Kindern in Stuttgart. Online seit 1996.
- Clara B., 46, nach eigenen Angaben Hausfrau und Kunsterzieherin, lebt mit ihrem Ehemann (Oberarzt) und vier Töchtern (12, 14, 20 und 21) in einer bayrischen Großstadt, engagiert sich als Mitglied der kommunalen Selbstverwaltung. Online seit 1997.
- Edwin U., 38, selbständiger Diplom-Ingenieur, lebt zusammen mit seiner Lebensgefährtin, Diplom-Geographin, in Stuttgart. Online seit 1998 (zum Zeitpunkt des Gespräches sechs Wochen).
- Gudrun S., 43, Diplompädagogin, lebt mit ihrem Mann (Psychologe) und einem Kind (4) in einem Dorf südlich von Stuttgart. Online seit 1996.
- Helmut H., 50, Professor der Sozialwissenschaft, lebt getrennt von seiner Frau Laura H. in einer baden-württembergischen Universitätsstadt, Vater von Maria H. Online seit ca. 1991.
- Karl S., 36, Mittlere Reife, Kaufmann, arbeitet als Sozialversicherungsangestellter bei einer Krankenkasse. Bewohnt mit seinem Vater ein Haus in einem Dorf nördlich von Stuttgart. Online seit 1997.
- Katharina H., 78, Mittlere Reife, Kaufmannsgehilfin, derzeitiger Beruf nach eigenen Angaben „Pensionist“, Mutter von Anita W., Clara B., Helmut H. und Piemo H., Großmutter von Maria H.. Lebt Tür an Tür mit ihrer Schwester in einer Kleinstadt im Allgäu. Online seit 1996.
- Kurt F., 55, Mittlere Reife, Fernmeldehandwerker und Vertriebsingenieur, ehrenamtlicher Betriebsrat und gewerkschaftlich engagiert. Vater eines Sohnes (32), lebt mit seiner Frau in einer Kleinstadt östlich von Stuttgart.
- Laura H., 48, Abitur, Gymnasiallehrerin, ist im Marketingbereich eines internationalen Unternehmens (Marketing Communication Managerin bei einem US-amerikanischen Software- und Hardware Konzern) tätig, arbeitet und lebt derzeit in Italien. Mutter von Maria H. und getrennt lebende Ehefrau von Helmut H. Online seit 1992.

- Maria H., 22, Studentin, Tochter von Helmut H. und Laura H., wohnt mit ihrem Freund in einer baden-württembergischen Universitätsstadt. Online seit 1998.
- Matze F., 33, Mittlere Reife, Bankkaufmann, seit kurzem als electronic-banking-Berater tätig. Verheiratet, wohnt mit seiner Frau in einer Kleinstadt nordwestlich von Stuttgart. Online seit 1990.
- Peter K., 37, Labor-Ingenieur an der Fachhochschule, lebt allein in einer baden-württembergischen Universitätsstadt. Online seit 1996.
- Piemo H., 50, Diplom-Bibliothekarin, arbeitet als Konsultantin in der EU-Bürokratie. Lebt in Luxemburg, ist aber in Köln gemeldet, zum Zeitpunkt des Interviews gerade auf dem Weg zur zeitweiligen Übersiedlung nach Moskau. Verheiratet mit einem Rundfunkabteilungsleiter. Online seit 1984.
- Roland W., 37, Abitur, Diplom-Geograph und Stadtplaner, arbeitet als Verkehrsplaner in einer Verwaltungsbehörde. Lebt allein in Stuttgart, seine Freundin wohnt in einer eigenen Wohnung ebenfalls in Stuttgart. Online seit 1997.
- Simon B., 50, Hauptschulabschluss, Schreinermeister und Inhaber eines Bestattungsunternehmens, engagiert als Heimatforscher und Kirchengemeinderat, lebt mit Ehefrau und zwei Töchtern (19 und 20) in einem Dorf südlich von Stuttgart. Online seit 1996.
- Tom K., 30, Mittlere Reife, schichtarbeitender Maschinenschlosser, lebt mit Partnerin in einer Kleinstadt in Ostwürttemberg. Online seit 1996.
- Toni G., 42, Hauptschulabschluss, Mittlere Reife, Maschinenbautechniker, Aufstieg zum EDV-Fachberater in einer Fachabteilung eines großen Maschinenbauherstellers, freigestellter Betriebsrat. Lebt mit seiner Ehefrau und zwei Kindern (9 und 10) in einem Dorf im mittleren Neckarraum. Staatsbürgerschaft eines EU-Landes. Online seit 1996.

## **Literatur:**

- ARD/ZDF-Arbeitsgruppe Multimedia (1999): ARD/ZDF-Online-Studie 1999: Wird Online Alltagsmedium. In: Media Perspektiven 8/1999, 401-429.
- Bakardjieva, Maria/Smith, Richard (2000): The Internet in Everyday Life: Computer Networking from the Standpoint of the Domestic User, New Media and Society, Vol 3 (1), 2000, 67-83.
- Baukowitz, Andrea/Boes, Andreas/Schmiede, Rudi (2000): Die Entwicklung der Arbeit aus der Perspektive ihrer Informatisierung. In: kommunikation@gesellschaft 1 (2000) Beitrag 5 [Online-Dokument: URL: [http://www.uni-frankfurt.de/fb03/K.G/B3\\_2000\\_Baukowitz.pdf](http://www.uni-frankfurt.de/fb03/K.G/B3_2000_Baukowitz.pdf), Stand: 28.02.2002].
- Bausinger, Hermann (1981): Technik im Alltag. Etappen der Aneignung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 77, 2, 227-242.

- Bausinger, Hermann (2001): Vom Jagdrecht auf Moorhühner. Anmerkungen zur kulturwissenschaftlichen Medienforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 97 (2001) 1, 1-14.
- Bausinger, Hermann (1996): Die alltägliche Korrespondenz, in: Beyrer, Klaus/Täubrich, Hans-Christian (Hrsg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation, Frankfurt/M., 294-303.
- Bechdorf, Ute (2001): Kulturwissenschaftliche Medienforschung. In: Götsch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hrsg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin, 251-276.
- Beck, Stefan (1997): Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte. Berlin.
- Bock, Gabriele (2000): Abgestufte Nähe. Kooperation und Kommunikation im Büroalltag. In: Beck, Stefan (Hrsg.): Technogene Nähe. Ethnographische Studien zur Mediennutzung im Alltag. Münster u.a., 74-84.
- Brecht, Bertolt (1990): Radiotheorie 1927-1932. In: derselbe: Schriften zur Literatur und Kunst I, Frankfurt/M., 119-134.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt.
- Claisse, Gerard (1989): Telefon, Kommunikation und Gesellschaft. Daten gegen Mythen. In: Forschungsgruppe Telefonkommunikation (Hrsg.): Telefon und Gesellschaft. Beiträge zu einer Soziologie der Telefonkommunikation, Bd. 1. Berlin, 255-288.
- Cole, Jeffrey u.a. (2001): Surveying the Digital Future. Los Angeles 2000 (UCLA Center of Communication Policy).
- Cole, Jeffrey u.a. (2001): Surveying the Digital Future. The UCLA Internet Report 2001. Year Two. Los Angeles (UCLA Center of Communication Policy).
- Eimeren, Birgit van/Gerhard, Heinz/Frees, Beate (2001): ARD/ZDF-Online-Studie 2001: Internet stark zweckgebunden. In: Media Perspektiven 8/2001, 382-397.
- Enzensberger, Hans Magnus (2000): Das digitale Evangelium. In: Der Spiegel 2/2000, 92-101.
- Favret-Saada, Jeanne (1979): Die Wörter, der Zauber, der Tod. Der Hexenglaube im Hainland von Westfrankreich. Frankfurt/M.
- Freyermuth, Gundolf S. (2000): Kommunikette. Verbindliche Regeln im digitalen Verkehr steigern die Effizienz. In: c't 12/2000, 92. Nun auch als Buch: Freyermuth, Gundolf S. (2002): Kommunikette 2.0. E-Mail, Handy & Co. richtig einsetzen. München.
- Graham, Stephen/Marvin Simon (1996): Telecommunication and the city. Electronic Spaces, Urban Places. London.
- Günther, Ulla/Wyss, Eva Lia (1996): E-Mail – Briefe – eine neue Textsorte zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: Hess-Lüttich, Ernest W. B./Holly, Werner/Püschel, Ulrich (Hrsg.): Textstrukturen im Medienwandel. Frankfurt/M. (Forum Angewandte Linguistik 29), 51-85.
- Hengartner, Thomas (2001): Volkskundliches Forschen im, mit dem und über das Internet. In: Götsch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hrsg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin, 187-211.
- Herlyn, Gerit (2001): Partnersuche im Internet. Mediale Mythenbildung und Aneignungserfahrungen einer alltäglichen Kommunikationstechnik. In: kommunikation@gesellschaft 2 (2001) Beitrag 6 [Online-Dokument: URL: [http://www.uni-frankfurt.de/fb03/K.G/B2\\_2001\\_herlyn.pdf](http://www.uni-frankfurt.de/fb03/K.G/B2_2001_herlyn.pdf), Stand: 28.02.2002].

- Hickethier, Knut (1992): Kommunikationsgeschichte: Geschichte der Mediendispositive. Ein Betrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. In: Medien & Zeit (1992), Nr.2, 26-28.
- Höflich, Joachim R. (1997): Ansätze zu einer Theorie der technisch vermittelten Kommunikation. In: Zeitschrift für Semiotik 19 (1997), 3, 203-228.
- Höflich, Joachim R. (1998a): Computerrahmen und die undifferenzierte Computerfrage – oder: Warum erst einmal geklärt werden muss, was die Menschen mit dem Computer machen. In: Rössler, Patrick (Hrsg.): Online-Kommunikation. Beiträge zur Nutzung und Wirkung. Opladen, 17-46.
- Höflich, Joachim R. (1998b): Computerrahmen und Kommunikation. In: Prommer, Elisabeth/Vowe, Gerhard (Hrsg.), Computervermittelte Kommunikation. Öffentlichkeit im Wandel. Konstanz, 141-174.
- Höflich, Joachim R. (2001): Das Handy als „persönliches Medium“ – Zur Aneignung des Short Message Service (SMS) durch Jugendliche. In: kommunikation@gesellschaft 2 (2001) Beitrag 1 [Online-Dokument: URL: [http://www.uni-frankfurt.de/fb03/K.G/B1\\_2001\\_hoeflich.pdf](http://www.uni-frankfurt.de/fb03/K.G/B1_2001_hoeflich.pdf), Stand: 28.02.2002].
- Höflich, Joachim R. (2002): Vermittlungskulturen im Wandel: Brief – E-Mail – SMS. (in diesem Band).
- Holly, Werner (1996): Zur inneren Logik der Mediengeschichte. In: Rüschoff, Bernd/Schmitz, Ulrich (Hrsg.): Kommunikation und Lernen mit alten und neuen Medien. Frankfurt/M., 9-16.
- Jonas, Kai J./Boos, Margarete (2000): Vom Archaischen in der computervermittelten Kommunikation. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], 1(1) 2000.[Online-Dokument: URL: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-00/1-00jonasboos-d.pdf>, Stand: 28.02.2002].
- Jensen, Klaus/Rogge, Jan-Uwe (1986): Überlegungen zu einer Theorie des alltäglichen Umgangs mit Massenmedien in Familien. In: Jeggle, Utz u.a. (Hrsg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur. Tübingen 1986 (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 69), 301-320.
- Kiesler, Sarah/Siegel, Jane/McGuire, Timothy (1984): Social Psychological Aspects of Computer-Mediated Communication. In: American Psychologist 39 (1984) 10, 1123-1134.
- Kleinberger Günther, Ulla/Thimm, Caja (2000): Soziale Beziehungen und innerbetriebliche Kommunikation: Formen und Funktionen elektronischer Schriftlichkeit in Unternehmen. In: Thimm, Caja (Hrsg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet. Opladen/Wiesbaden, 262-277.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994): „Schriftlichkeit und Sprache“. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hrsg.): Handbuch Schrift und Schriftlichkeit I, Berlin/New York, 587-604.
- Kraut, Robert/Lundmark, Vicki/Patterson, Michael/Kiesler, Sarah/Mukopadhyay, Tri-das/Scherlis, William (1998): Internet Paradox. A Social Technology that reduces social involvement and psychological Well-Being: In: American Psychologist 53, 9, 1017-1031.
- Krotz, Friedrich (2002): Kommunikation im Zeitalter des Internet. (in diesem Band).
- Krotz, Friedrich (2001): Die Mediatisierung kommunikativen Handelns. Der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien. Opladen.

- Kubicek, Herbert/Schmid, Ulrich/Wagner, Heiderose (1997): Bürgerinformation durch „neue“ Medien? Analysen und Fallstudien zur Etablierung elektronischer Informationssysteme im Alltag, Opladen.
- Löffler, Andrea (2000): Kontaktbörse Internet? Eine empirische Studie zur Entwicklung sozialer Beziehungen via Internet. Magisterarbeit Universität Tübingen.
- Malinowski, Bronislaw (1974): Das Problem der Bedeutung in primitiven Sprachen. In: Ogden, Charles K./Richards, Ivor Armstrong. (Hrsg.): Die Bedeutung der Bedeutung: Eine Untersuchung über den Einfluß der Sprache auf das Denken und über die Wissenschaft des Symbolismus). Frankfurt/M.
- Maresch, Rudolf/Rötzer, Florian (2001): Cyberhypes. In: Dies. (Hrsg.): Cyberhypes. Möglichkeiten und Grenzen des Internet. Frankfurt/M., 7-26.
- Mitchel, William J. (1997): Die neue Ökonomie der Präsenz. In: Münker, Stefan/Roesler, Alexander (Hrsg.): Mythos Internet. Frankfurt/M., 15-33.
- Nie Norman/Erbring, Lutz (2002): Internet and Society. A Preliminary Report. Stanford Institute for the Quantitative Study of Society. Stanford University 2000 [Online Dokument: URL: [http://www.stanford.edu/group/siqss/Press\\_Release/Preliminary\\_Report-4-21.pdf](http://www.stanford.edu/group/siqss/Press_Release/Preliminary_Report-4-21.pdf), Stand: 28.02.2002].
- O'Toole, Kathleen (2002): Study offers early look at how Internet is changing Daily Life. New Release, February 16, 2000. Stanford, CA [Online-Dokument: URL: [http://www.stanford.edu/group/siqss/Press\\_Release/press\\_release.html](http://www.stanford.edu/group/siqss/Press_Release/press_release.html), Stand: 28.02.2002].
- Petrie, Helen (1999): Writing in Cyberspace. A study of the uses, style and content of e-mail. Hertfordshire/Hatfield.
- Putnam, Robert (2000): Bowling Alone. New York.
- Rainie, Lee (2000): Tracking online life: How women use the Internet to cultivate relationships with family and friends. The Internet Life Report. The Pew Internet and American Life Project. Washington, DC 2000 <http://www.pewinternet.org/reports/pdfs/Report1.pdf>, Stand: 28.02.2002].
- Rammert, Werner: Der Anteil der Kultur an der Genese einer Technik: Das Beispiel des Telefons. In: Forschungsgruppe Telekommunikation (Hrsg.): Telefon und Gesellschaft. Beiträge zu einer Soziologie der Telefonkommunikation. Berlin 1989, 87-95.
- Rheingold, Howard (1994): Virtuelle Gemeinschaft: Soziale Beziehungen im Zeitalter des Computers. Bonn/Paris 1994 (New York 1991).
- Roesler, Alexander (1997): Bequeme Einmischung. Internet und Öffentlichkeit. In: Münker, Stefan/Roesler, Alexander (Hrsg.): Mythos Internet. Frankfurt/M., 171-191.
- Roller, Franziska/Schönberger, Klaus (1998): Vom Aufrechten Gang zum Cybers(chl)urfen. Kurze Kritik des Großen Digitalen Abgesangs auf die Stadt. In: StadtRat (Hrsg.): Umkämpfte Räume. Hamburg/Berlin, 169-177.
- Sander, Uwe (1998): Die Bindung der Unverbindlichkeit. Mediatisierte Kommunikation in der modernen Gesellschaft. Frankfurt/M.
- Schenda, Rudolf (1993): Der Computer, das Volk und der neue Analphabetismus. In: Dauskardt, Michael/Gerndt, Helge (Hrsg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7. bis 11. Oktober 1991. Münster 1993, 441-457.
- Schönberger, Klaus (1998): The Making of the Internet. Befunde zur Wirkung und Bedeutung medialer Internetdiskurse. In: Rössler, Patrick (Hrsg.): Online-Kommunikation. Opladen, 65-84.

- Schönberger, Klaus (1999a): Internet zwischen Spielwiese und Familienpost. Doing Gender in der Netznutzung. In: Hebecker, Eike u.a. (Hrsg.): Neue Medienumwelten. Frankfurt/M./New York, 249-267.
- Schönberger, Klaus (2002): Neue Online-KommunikationspartnerInnen? Qualitative und quantitative Zugänge. In: Reips, Ulf-Dietrich (Ed./Hrsg.). Current Internet Science. Trends, Techniques, Results. Aktuelle Online-Forschung. Trends Techniken, Ergebnisse. Zürich 1999b [Online-Dokument: URL: [http://www.gor.de/tband99/pdfs/q\\_z/schoenberger.pdf](http://www.gor.de/tband99/pdfs/q_z/schoenberger.pdf), Stand: 28.02.2002].
- Schönberger, Klaus (2000a): Flexibilisierung der Subjekte und Härtnäckigkeit des Techniketerminismus. In: Das Argument 43 (2000a) 238, 812-823.
- Schönberger, Klaus (2000b): Anmerkungen zum langen Arm des 'Real Life'. In: forum medienethik 2/2000b: Netzwelten, Menschenwelten, Lebenswelten. Kommunikationskultur im Zeichen von Multimedia, 33-42.
- Schönberger, Klaus (2001): Der Fall Claudio Belmonte oder die Unmöglichkeit, ohne die Ausnahme die Regel zu denken. In: Eisch, Katharina/Hamm, Marion (Hrsg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. Tübingen, 184-195.
- Schröder, Hans Joachim (2000): Technik als biographische Erfahrung. Ansätze und Methoden eines Forschungsprojekts. In: VOKUS – volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften, 10, 41-77.
- Sieber, Peter (1998): Parlando in Texten. Zur Veränderungen kommunikativer Grundmuster in der Schriftlichkeit. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 191).
- Stegbauer, Christian (2001a): Grenzen virtueller Gemeinschaft. Strukturen internetbasierter Kommunikationsformen. Wiesbaden.
- Stegbauer, Christian (2001b): Aufmerksamkeitssteuerung durch Schließung am Beispiel von Mailinglisten. In: Beck, Klaus/Schweiger, Wolfgang (Hrsg.): Attention please! Online-Kommunikation und Aufmerksamkeit. München, 159-174.
- Stegbauer, Christian (2001): Von den Online Communities zu den computervermittelten sozialen Netzwerken. Eine Reinterpretation klassischer Studien. Erscheint in: Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung. Qualitative Internetforschung Nr. 4/2001.
- Storrer, Angelika (2000): Schriftverkehr auf der Datenautobahn: Besonderheiten der schriftlichen Kommunikation im Internet. In: Voß, G. Günther./ Holly, Werner/Boehnke, Klaus (Hrsg.): Neue Medien im Alltag: Begriffsbestimmungen eines interdisziplinären Forschungsfeldes. Leverkusen, 153-177.
- Storrer, Angelika/Waldenberger, Sandra (1998): Zwischen Grice und Knigge: Die Netiketten im Internet. In: Strohner, Hans/Sichelschmidt, Lorenz/Hielscher, Martina (Hrsg.) Medium Sprache. Frankfurt a.M., (= forum ANGEWANDTE LINGUISTIK 34), 63-77.
- Sülzle, Almut (2000): E-Mail@Alltag. Die kulturelle Aneignung eines neuen Kommunikationsmittels im Vergleich mit Brief und Telefon. Magisterarbeit Universität Tübingen.
- Sülzle, Almut (2001): Einsame neue Welt? Einsamkeitsmythos und Alltagspraxis – kulturwissenschaftliche Anmerkungen zur Internetnutzung. In: kommunikation@gesellschaft 2 (2001) Beitrag 6 [Online-Dokument, URL: [http://www.uni-frankfurt.de/fb03/K.G/B6\\_2001\\_Suelzle.pdf](http://www.uni-frankfurt.de/fb03/K.G/B6_2001_Suelzle.pdf), Stand: 28.02.2002].
- Tapscott, Don (1992): Net Kids. Die digitale Generation erobert Wirtschaft und Gesellschaft. Wiesbaden.
- Timm, Elisabeth (2001): Ausgrenzung mit Stil. Über den heutigen Umgang mit Benimmregeln. Münster.

- Turkle, Sherry (1998): *Leben im Netz. Identität im Zeitalter des Internet*. Reinbek.
- Voß, Günter G. (1995): Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.): *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*. Opladen, 23-43.
- Warneken, Bernd Jürgen (1987) (Leitung): *Populare Schreibkultur. Texte und Analysen*. Tübingen.
- Wehner, Josef (1997): Interaktive Medien – Ende der Massenkommunikation? In: *Zeitschrift für Soziologie* 26, 2, 96-114.
- Wellman, Barry (1996): Are personal communities local? A dumptarian reconsideration. In: *Social Networks* 18/1996, 347-354.
- Wellman, Barry (2001): Computer Networks as Social Networks. In: *Science* Vol 293, 14.9.2001, S. 2031-2034 [Auch als Online-Dokument: URL:<http://www.chass.utoronto.ca/~wellman/publications/science/science.pdf>].
- Wellman, Barry/Gulia, Milena (1999): Net Surfers don't ride alone. *Virtual Communities as Communities*. In: Wellman, Barry (Hrsg.): *Networks in the Global Village*, Boulder CO, 331-366.
- Wenz, Karin (1998): Formen der Mündlichkeit und Schriftlichkeit in digitalen Medien. *Linguistik online* 1 (1998)1, 1-8 [Online-Dokument: URL: <http://viadrina.eu.v-frankfurt-o.de/~wjournal/wenz.htm>, Stand: 28.02.2002].
- Winkler, Hartmut (1999): Jenseits der Medien. Über den Charme der stummen Praxen und einen verdeckten Wahrheitsdiskurs. In: Hebecker, Eike u.a. (Hrsg.): *Neue Medienumwelten*. Frankfurt/M./New York, 44-61.
- Wyss, Eva Lia (2002): Metamorphosen des Liebesbriefs im Internet. Eine korpusgestützte textlinguistische und kommunikationswissenschaftliche Bestimmung des Liebesbriefs und seiner Pendanten im Internet (in diesem Band).
- Wyss, Eva Lia (1999): Iconicity in the Digital World – an opportunity to create a personal Image. In: Fischer, Olga/Nänny, Max (Hrsg.): *Form, Miming, Meaning*. New York/Amsterdam, 285-304.

Joachim R. Höflich  
Julian Gebhardt  
(Hrsg.)

# Vermittlungskulturen im Wandel

Brief  
E-mail  
SMS

Sonderdruck

2003



**PETER LANG**

Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien